

Die Abendschule





COPYRIGHT 1916 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

Nichts in dem Heime ist so überzeugend von persönlicher Strebsamkeit wie ein Stück handgearbeiteter Spitze. Das bestimmte Muster, die zahllosen verwobenen Stiche, die kunstvollen kleinen Unregelmäßigkeiten hier und dort — alle bezeugen die langwierige, mühevolle Handarbeit, die keiner mißverstehen kann.

Herrliche Stücke dieser Art sind so voll von Gemüt, daß wir sie unwillkürlich achten, lieben und pflegen, wie einen Freund. Nur die Methode des Reinigens, die wir für zarte Haut gut genug halten, ist gut genug für dieselben. Nur die milde, reine, neutrale Seife, die Bad und Toilette zur Annehmlichkeit macht, ist es wert, die handgearbeiteten Fäden zu waschen.

Ivory-Seife . .



. . 99 ⁴⁴/₁₀₀ % rein.

IT FLOATS

Fabriken in Ivorydale, Ohio; Port Ivory, New York; Kansas City, Kansas; Hamilton, Canada.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 8.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 9. November 1916.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Prebenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Vorbemerkungen.

■ Zum Danktage hat auch die „Abendschule“ trotz aller Hemmnisse und Beschränkungen, die ihr der Krieg durch Vorenthalt von Bildern und Materialien, die so viel aus Deutschland bezogen wurden, und durch fabelhaft gesteigerte Preise auf Papier und allerlei Druckerbedarf gebracht hat, noch immer genug Grund zu Lob und Dank. Es geht ihr wie dem reichsten deutschen Fürsten, dem „Graf im Bart“, von dem Mhlant singt, er lege voll Vertrauen sein Haupt in jedermanns Schoß. So kann auch die „Abendschule“ sich bei ihrer Leserschaft alles Guten versehen. Mit Lob und Dank erkennt sie es an, daß ihre Leser in dieser schweren Zeit treu zu ihr stehen und ihr bei Freunden und Bekannten immer mehr Türen aufstun. „Des Volkes Wohl sei das höchste Gesetz“, ist von alters her des Blattes Wahlspruch, und eine stetig sich mehrende Leserschaft, die uns fort und fort neue Freunde zuführt, ist uns ein heller Beweis der Treue und nötigt in schwerer Zeit um so mehr zu Lob und Dank.

■ Wie schön war der Farbendruck vor dem Kriege! Was konnte die „Abendschule“ immer wieder ihren Lesern in echten, sauberen, festen Farben so ansprechende Bilder — in vielen Häusern des Landes ist gar manch eins eingerahmt an der Wand — liefern! Hoffentlich kehrt auch diese Zeit bald wieder! Gerade die Druckerkunst ist in Deutschland (dem Lande der „Barbaren“ und „Sinnen“) am höchsten ausgebildet. Auch das ist noch heute ein Ehrenzeugnis der Reformation. In Deutschland druckt man nicht nur in deutscher Sprache, sondern in sämtlichen Sprachen der Welt, und das in bestem Drucke und zu geringsten Kosten.

■ Deutschamerikanische Farmer sind das Rückgrat unserer Landwirtschaft. Der Ernteertrag eines guten Jahres wird heute in den Vereinigten Staaten durchschnittlich auf einen Wert von \$9,000,000,000 eingeschätzt. Ohne deutsche Farmer hätte Amerika das nie erreicht. Aber wie steht es in Deutschland? Das unendlich kleinere Deutschland bringt es in Bodenerträgen auf eine Werthöhe von \$3,300,000,000, unterhält aber auch 8 landwirtschaftliche Universitäten, 250 Ackerbauschulen und 197 Winter-Ackerbaufurse, um die tüchtigsten, fähigsten Landwirte der Welt heranzuziehen.

■ Amerikas Bankwesen wird stark gerühmt. Deutschland besitzt heute 20 Banken mit einem eingezahlten Kapital von je 50,000,000 Mark (\$12,500,000) und darüber; 3 davon, die Dresdener Bank, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft, haben jede ein Kapital von mehr als \$75,000,000. Die größte Bank der Vereinigten Staaten, die „National City Bank“ von New York, hat ein eingezahltes Kapital von nur \$25,000,000.

■ Das Milwaukeeer Symphonie-Orchester wollte sich Musikalien aus Deutschland verschreiben und wandte sich an den Bürgermeister, vom englischen Botschafter die Erlaubnis zum Import zu erlangen. Schließlich erhielt das Orchester die Nachricht, daß wahrscheinlich die Kompositionen auch in einem nicht mit England im Kriege liegenden Lande erlangt werden könnten, zudem sei klassische oder andere Musik kaum für er-

zieherische Zwecke notwendig. Mit dem Bescheid muß sich das Orchester begnügen. England befürchtet, daß sogar deutsche Musik das „Gunnentum“ in Amerika fördert, bekämpft daher auch deutsche Musik und macht sie zur Konterbande. Musik als Konterbande!

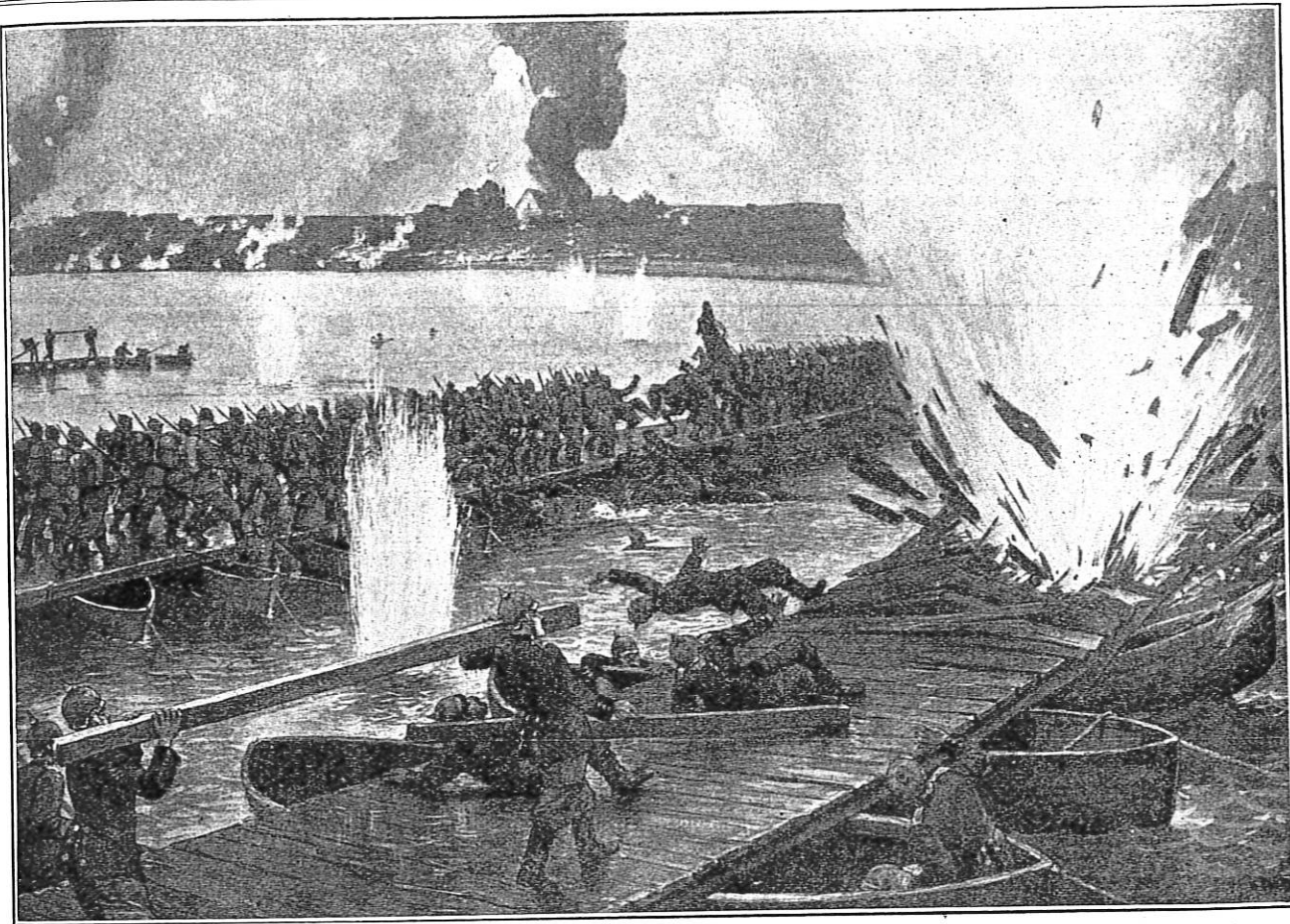
■ Herr Wilson wollte deutschamerikanische Stimmen nicht haben. Das hat er mehrfach betont. Trotzdem wurde, selbst von Washington aus und sogar in Freikuberten (1), überallhin deutsche Literatur ausgesandt und wurden deutsche Werber und deutsche Redner umhergeschickt.

■ Vergeblich wartete man darauf, Roosevelt, der immer wieder über Belgien Krokodilstränen vergoß, das Thema „Griechenland“ erwähnen zu hören. Eine niederträchtigere Tat brutaler Willkür, wie sie von den Alliierten diesem friedliebenden Volke gegenüber verübt wurde, hat die moderne Geschichte nicht zu verzeichnen. Aber Roosevelt ist dagegen blind und taub. Oder befürchtet er den naheliegenden, zutreffenden Vergleich mit seinem Vorgehen gegen ein anderes kleines Land, noch dazu eine Republik — Colombia?

■ Daß Roosevelt auf die Deutschamerikaner nicht gut zu sprechen ist und daher immer wieder, indem er die „Lusitania“ vom Meeresboden zu heben sucht, auf die Deutschen schimpft, kann doch gar nicht wunder nehmen. Man erinnere sich doch daran, daß ihm, der die republikanische Nomination haben wollte, gerade die Deutschamerikaner die Suppe versalzen haben. Na, also!

■ Roosevelt rechnet nach all seinen Reden ganz offenbar so: Wird Hughes geschlagen, so hat Wilson nur noch 4 Jahre, und 1920 steht er selbst dann als Kandidat wieder obenan. Daß er republikanische Reden hält, war ihm nicht zu wehren, — er ist ja zur Partei „zurückgekehrt“. Von Hughes aber hat er nichts zu erwarten. Das hat dieser nicht nur deutlich genug zu erkennen gegeben, sondern das hat Roosevelt selbst noch deutlicher offenbart. Wie wenig erwähnt er Hughes' Namen! Seine Rede zu Wilkesbarre, Pa., z. B. enthielt über 12,000 Worte, der Name Hughes erscheint darin einmal, der Hinweis auf die eigene Person — „Ich“ — einige 60mal.

■ In den großen Busch-Speichern in Brooklyn lagern seit Februar Kisten mit Verbandzeug und Arzneien, die zum größten Teile von Deutschamerikanern beschafft wurden, um in den Lazaretten der Zentralmächte Verwendung zu finden. Dieses Verbandzeug kann jedoch nicht weiter gesandt werden, weil England es nicht gestattet und Präsident Wilson nichts getan hat, um die flagrante Verletzung der Genfer Konvention zu verhindern. Vergebens hat das amerikanische Rote Kreuz an den Präsidenten appelliert. England hat befohlen, und Präsident Wilson wie sein Staats-Departement gehorcht, obwohl ein Wort genügt hätte, um die Briten gefügig zu machen: Keine Hospitalartikel für England, so lange das britische Reich seine Blockade auf das Rote Kreuz ausdehnt! Das Wort ist nicht gesprochen worden. Die „Humanität“ weigerte sich, dem Roten Kreuz Gehör zu schenken.



Die Erzwingung eines Uebergangs deutscher Truppen an der Somme.

Trieb meines Herzens folgend, bin ich von der Ostfront zu Euch geeilt, um Euch die Grüße Eurer Kameraden im Osten zu bringen und zugleich den Dank des Vaterlandes für die vier Monate schwerer Kämpfe an der Somme und für die heldenhafte Art, in der Ihr gekämpft habt. Die Weltgeschichte kennt keine Parallele zu den Kämpfen, an welchen Ihr teilnehmt, und zu der Größe Eurer Taten! Auf Jahrhunderte hinaus werden die Schlachten an der Somme ein bereites Denkmal für den Siegeswillen eines einigen Volkes bilden! In Euch findet der deutsche Wille seinen Ausdruck, der unter allen Verhältnissen den Feind daran hindern wird, uns zu Boden zu werfen, der Wille, fest zu stehen gegen französische Frechheit und britische Hartnäckigkeit. Aus allen deutschen Gauen steht Ihr hier, gleich einem eisernen Wall deutschen Pflichtgefühls und Tapferkeit, kämpfend bis zum letzten Atemzuge. Auf allen Seiten steht das deutsche Volk in hartnäckigem Kampfe gegen die halbe Welt und gegen vielfältig überlegene Zahl. Wenn auch der Kampf ein schwerer und langwieriger ist, der Herr der Heerschaaren ist mit Euch! Die daheim haben ihn angefleht, und er hat Euch mit Mut und Kraft gestählt. Vertraut tapfer auf Gott, in dem Bewußtsein, daß Ihr für eine gerechte Sache kämpft! So grüße ich Euch, Kameraden, haltet aus, der Herr wird seinen Segen zu einem glücklichen Ende geben! Welcher feindliche Führer redet so?!

Der Ministermord in Wien.

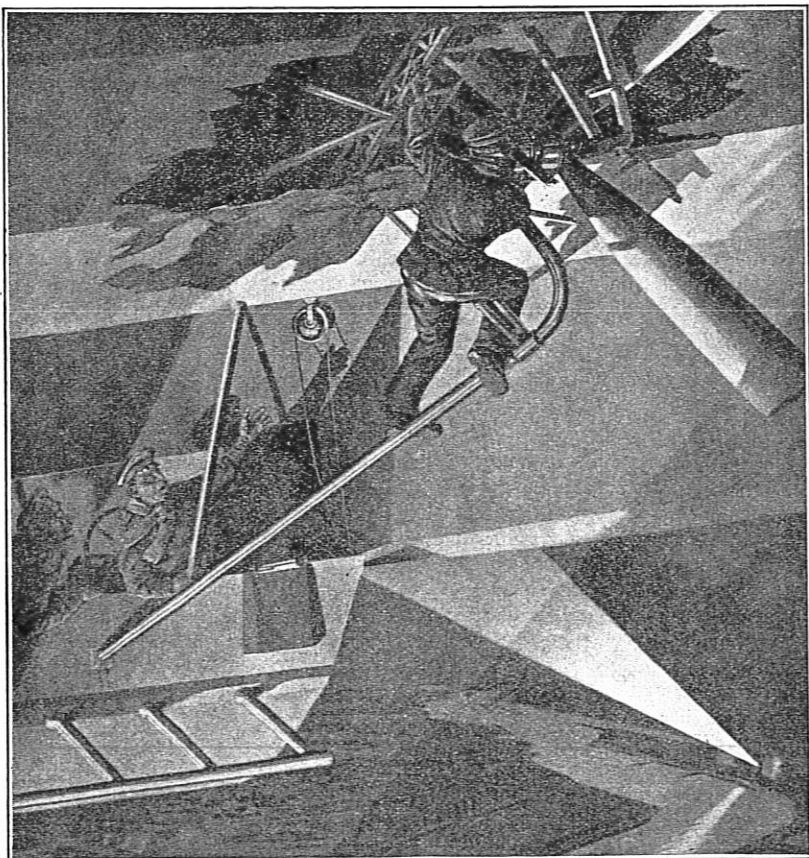
Durch die Kugel eines Anarchisten wurde der österreichische Ministerpräsident Graf v. Stürgkh bei seinem Mittagmahle in einem Wiener Hotel tot niedergestreckt. Sein Tod von solcher Würde her ist kein Symptom, das die Alliiertenpresse berechtigen könnte, ihn, wie sie es unverzüglich tat, als ein Anzeichen tiefgreifender Unzufriedenheit und Kriegsmüdigkeit in Oesterreich hinzustellen. Tiefe Trauer erfüllte vielmehr alle Parteien der so schwer geprüften Doppelmonarchie, mit einem unzurechnungsfähigen Fanatiker identifiziert sich niemand, der „österreichische Liebknecht“ hat keine Gefolgschaft, selbst seine sozialistischen Mitgenossen und sein eigener Vater sagten sich von ihm los. Der Mörder, Friedrich Adler, der eine Zeitschrift mit dem bezeichnenden Namen „Der Kampf“ herausgab, ist ein Sohn des Führers der österreichischen Sozialisten,

des Dr. Viktor Adler, eines akademischen Sozialisten, der ein Vermögen geopfert, um einem Prinzip zum Durchbruch zu verhelfen, indes sehr wenig damit ausgerichtet hat. In dem komplizierten Gebilde des österreichischen Reichsrats ist die sozialistische Partei eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Erst als 1904 der Versuch gemacht wurde, behufs Beendigung des Nationalitätenhaders das bis dahin geltende Massenwahlsystem durch das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu ersetzen, erschien die Partei, die bisher nur einzelne Vertreter, darunter Dr. Viktor Adler, im Parlament gehabt hatte, in etwas stärkerer Zahl im Abgeordnetenhaus, verlor aber bald wieder an Stärke und Einfluß und zerfiel selber in nationale Gruppen. Graf v. Stürgkh, der seine Macht keineswegs zur Aufzwingung mißliebiger Gesetze mißbrauchte, sondern sich gewissenhaft darauf beschränkte, den Verwaltungsapparat in Gang zu halten, hatte auf den Krieg keinen Einfluß, sicher weit weniger als der forschende ungarische Premier Graf Tisza, der sich auf einen starken Reichstag stützt, oder als der gemeinsame Minister des Reichs, Baron Burian. In dem großen Weltgeschehen bedeutet sein Tod daher nur wenig, und der traurige Zwischenfall, dessen Urheber ein Uebergeschnappter ist, wird auf Oesterreichs Politik keinen Einfluß ausüben. Dr. v. Körber, bereits früher einmal Ministerpräsident, wurde Stürgkhs Nachfolger im Amte.

Schlag auf Schlag erhalten die Alliierten.

Man merkt, daß Hindenburg Feldzugsleiter ist. Einmal muß Falkenhahn zuschlagen, dann wieder Mackensen, so daß die Rumänen und Russen gar nicht wissen, wo es am heftigsten brennt, ob im Nordwesten oder im Südosten des Verräterlandes. König Ferdinand hat Bukarest bereits verlassen und ist nach Odessa (Südrußland) geflüchtet. Falkenhahn nahm die beiden Hauptpässe der Karpaten, den Vulkan- und den Predeal-Paß, Mackensen eroberte die Stadt Konstanza, Rumäniens bedeutendsten Seehafen am Schwarzen Meere und das Bindeglied Rußlands, die Städte Mehjidie und Rasova und dann die Donaustadt Cernaboda, wo Europas größte, für \$7,000,000 erbaute Brücke über den breiten Strom von den fließenden Rumänen gesprengt wurde. Tausende von Gefangenen und riesige Beute fielen dem Sieger in die Hände. Auf 40 Meilen

langer Front sind die Feinde auf der Flucht, und Mackensen säubert die ganze Dobrußja von ihnen bis zur Mündung der Donau. Eine furchtbare Niederlage erlitten die Russen in siebentägiger Schlacht an der Marajunfa, wo die Generale v. Linfingen und Böhm-Ermolli ihnen die Erreichung ihres Zieles, Lemberg, total vereitelten. Damit sind die letzten Russen aus Galizien wieder vertrieben, nach dem Rußland dort, wie das russische Amt in Kiew meldet, seit dem 1. Juni 1,797,500 Mann verloren! An der Somme haben die Deutschen den Engländern und Franzosen wieder verschiedene Gräben abgenommen, und nach einem Versuche der Alliierten, die deutschen Linien zwischen Le Carv und Morval zu durchbrechen, türmten sich unter ausichtslosem Ansturm an der ganzen Front vor den deutschen Stellungen die Leichen der Feinde reihenweise. Unversehens aber machten die Franzosen nördlich von Verdun einen Angriff und eroberten bei dem verwüsteten Fort Douaumont etwas Terrain, nahmen auch einige Gefangene, wurden indes bald wieder zurückgeschlagen. Wie aber sind die Tauchboote wieder an der Ar=beit! Im Eismeere wurden 2 russische Kriegsschiffe versenkt, im Mittelmeere der italienische Kreuzer „Libia“ und zwei britische Transportschiffe. Der Cunard-Dampfer „Maunia“ (11,000 Tonnen Kriegsbedarfsladung), der bei seiner Ausfahrt von New York auf Tauchboote Jagd machen wollte, traf im Englischen Kanal auf eine Mine (?) und versank. Besonders unter der nordwestischen, von England gecharterten Handelsflotte räumten die U-Boote gehörig auf; insgesamt versenkten sie im September 141 feindliche und 39 neutrale Schiffe von über 200,000 Tonnen Gehalt. Ein deutsches Torpedoboot-Geschwader fuhr bei Nacht durch die Meerenge von Dover und zerstörte auf der mit doppeltem Kordon bewachten Fahrstraße zwischen Folkestone und Boulogne 18 feindliche Schiffe (Wachtschiffe und Torpedojäger) und entkam unversehrt. Hauptmann Wölke aber fand nach Abschließung des 40. Feindes den Tod bei einem Zusammenprall. Der deutsche Siegesteiler bleibt unerschüttert: der Reichstag bewilligte eine weitere Anleihe von 12,000,000,= 000 Mark unter lautem Jubel.



Die Heldentat des Obermaschinisten Luidhardt. Ein Zeppelin-Luftschiff geriet ins Licht eines Scheinwerfers und wurde sofort von allen Seiten heftig beschossen. Eine Granate zertrümmerte das Gerüst, an dem eine der hinteren Schrauben befestigt ist. Die Schraube neigte sich und drohte in die Gondel zu fallen, wodurch Mannschaft und Motoren in höchste Gefahr gerieten. Obermaschinist Richard Luidhardt kletterte, während das Luftschiff weiterlief, mit Seile und Kette empor, befestigte in halbstündiger Arbeit die Schraube, machte den Zeppelin wieder manövrierfähig und reparierte außerdem die zerrissene Hülle. Luidhardt erhielt für sein heldenmütiges Eingreifen das Eiserne Kreuz I. Klasse.

Schwedens Antwort an die Alliierten.

Nachdem Schweden verschiedentlich Vergeltung gegen englische Uebergriffe geübt hatte, sandten die Alliierten eine Note an die Regierung in Stockholm, in welcher sie sich darüber beschwerten, in welcher Weise Schweden die Schifffahrt in seinen Gewässern, besonders in der Ostsee, regelte. Der schwedische Minister des Auswärtigen, Wallenberg, weist die „Beschützer der kleinen Nationen“ darauf hin, daß eine Anspielung dieser Art offenbar von Grund aus irrig ist, da sie sich nur auf unvollkommen durchgedachte Tatsachen gründet. Nachdem er sodann verschiedene Einzelheiten beleuchtet hat, erklärt er fest und kurz: „Wenn die königliche Regierung, wie sie oft tat und immer zum Nutzen der Schifffahrt der alliierten Länder in allen schwedischen Küstengewässern tut, den Handelsschiffen jeder Nationalität den Schutz sichert, der ihnen in den schwedischen Küstengewässern zusteht, dadurch, daß sie Verletzungen der schwedischen Souveränität verhindert, so sichert sie nur ihre Neutralität auf die Art, welche sie für dem Ziele am besten angepaßt hält. Die getroffenen Maßregeln könnten gegenüber den wiederholten Zusicherungen an die Regierung, daß das Seegebiet Schwedens auf das strengste respektiert werden solle, unnötig erscheinen. Aber unbestreitbar ist, daß die Regierung des Königs allein darüber zu urteilen berufen ist, wenn es sich für sie um die Wahl zwischen verschiedenen legitimen Mitteln handelt, um ihre Rechte aufrecht zu erhalten und ihre Pflichten zu erfüllen.“ Da haben sich die Alliierten eine sehr deutliche Abfertigung geholt: Schweden bleibt Herr im eigenen Hause! Warum konnte unsere Regierung von Anfang an nicht ein ebenso mannhaftes Wort reden wie das kleine Schweden?

Argentinien beschämt Dunkel Sam.

Die englische „Schwarzliste“ hat vor dem höchsten Gerichtshofe zu Buenos Aires, Argentinien, zu einer Entscheidung geführt, die von weittragender Bedeutung ist und Dunkel Sam aufs tiefste beschämt. Ein die nordwestische Flagge führender Dampfer war mit einer Ladung Kohlen eingetroffen, die eine Firma in New York an ein argentinisches Haus in Buenos Aires verkauft hatte. Nach dem Einlaufen in den Hafen weigerte sich der Kapitän, die Kohlen der argentinischen Firma zuzustellen, da der englische Konsul daselbst ihm verbot, die Ladung zu löschen, denn die Kohle solle der argentinischen Firma von in Buenos Aires ansässigen deutschen Geschäftleuten abgekauft werden. Der nordwestische Kapitän erklärte, er habe der Weisung des britischen Konsulates Folge geleistet, weil er sonst mit seinem Schiffe auf die englische schwarze Liste kommen und sein Brot verlieren würde. Die argentinische Firma hatte jedoch keine Lust, sich unter britische Vormundschaft zu stellen, sondern wandte sich gegen die Uebergriffe des Konsuls um Schutz an das Bundesgericht. Und die argentinische Justiz arbeitete prompt! Der Bundesrichter, Dr. Arias, verfügte zunächst die sofortige Beschlagnahme des nordwestischen Dampfers und seiner Ladung und zitierte den Kapitän vor sein Tribunal. Der Kapitän ließ sich von dem britischen Konsul, der ihm vormachte, die großmächtige englische Regierung werde ihn schützen, bestimmen, der Ladung keine Folge zu leisten, und blieb fern. Der wackere Richter ließ sich aber auch durch diesen Trick nicht einschüchtern, sondern verurteilte den abwesenden Kapitän in die vom Gesetze vorgesehene Strafe (2,000 Pesos). Als der Seemann aus Norwegen die gerichtliche Aufforderung bekam, sofort die Ladung freizugeben und die Kohle ihrem Eigentümer noch am gleichen Tage zuzustellen, die Prozeßkosten zu bezahlen, dem Kläger allen erlittenen Verlust und Schaden zu ersetzen und sich in einer schriftlichen Erklärung zu verpflichten, die argentinischen Behörden zu respektieren und den Befehlen des Gerichtes nachzukommen, erst dann könne der über seinen Dampfer verhängte Arrest aufgehoben werden, da bekam er es doch mit der Angst um sein Schiff zu tun und erklärte sich be= und wehmütig

zu allem bereit. Aber das Beste kommt noch: gegen den englischen Konsul beantragte der Richter die Abberufung! Gütte unsere Regierung, Herr Wilson an der Spitze, nicht längst so handeln sollen? Warum tat sie es nicht?

Amerikas Präsidentenwahl.

Am 7. November — gerade nachdem diese Nummer die Presse verläßt — wird das Volk unserer Union zu entscheiden haben, wer auf die nächsten vier Jahre die Leitung der Regierung unseres Staatenbundes in die Hand nehmen soll. Wer soll Präsident werden? Wie unsere Union ein Staatenbund ist, so sind seine Bürger aus aller Herren Ländern. Alle, ohne Ausnahme, aber sollen Amerikaner sein! Des ganzen Landes Wohlfahrt muß jedes Bürgers, was Blutes und Sprache er immerhin sei, oberster Grundsatz und erstes Ziel sein! Was dem Lande heilsam ist, was zu seinem Besten dient, was ihm nützt und ihm aufhilft, das sollte daher gerade bei einer Präsidentenwahl das Augenmerk sein und am Wahltag den Ausschlag geben. Jeder patriotische Bürger sollte somit hinsichtlich der auswärtigen Politik von seiner Regierung, die er mit wählen hilft, in allererster Linie verlangen, daß sie amerikanische Rechte gegenüber allen übrigen Nationen ohne Unterschied gleichmäßig wahrte. Ein nur einseitiges Eintreten für solche Rechte muß sowohl zur schweren Schädigung der internationalen Stellung des Landes als auch zu inneren Perturbationen der Bürger führen und ist nichts geringeres als ein nationales Unrecht, weil es mit den Fundamentalgrundsätzen, die bei der Gründung dieser Republik festgelegt wurden, in unlösbarem Widerspruch steht. Wer soll also Präsident werden? Ein wahrer Amerikaner, der gleich in seiner Annahmerede und seither immer wieder, unerschrocken, tapfer, ganz unzweideutig die seit dem Weltkrieg leider jämmerlich zertretenen Rechte Amerikas gegen alle und jeden zu schützen entschlossen ist, — oder ein Mann, der die amerikanischen Rechte von einer einzigen Macht, England, in den Staub treten läßt? Wer soll Präsident sein: ein wahrer Amerikaner, der echte Neutralität, das heißt Frieden und Freundschaft mit jeder Macht, gelobt und durchführt und besondere Vergünstigungen für keine erlaubt, der die Rechte unseres freien Staatenbundes achtet, — oder der Mann,



Infanterieborposten beim Durchschreiten eines Baches.

unser Land nun so schwer schädigenden Dingen beteiligt sind. Durch seine Unneutralität hat er die entsetzliche Blutschuld der unerhörten Waffensendungen veranlaßt, durch seine Unneutralität unseren Handel überall in der Welt schädigen lassen, durch seine Unneutralität die Postüberereien gestattet, durch seine Unneutralität die „Schwarze Liste“ Englands in Kraft gesetzt, durch seine Unneutralität die Millionenanleihen der Alliierten, sogar unter Anteilnahme der Nationalbanken, erlaubt, die uns noch auf Jahre hinaus (Geld regiert die Welt!) an England fesseln, und durch seine Unneutralität, die sogar bis nach der Wahl jede weitere Beachtung solcher herausfordernden Uebergriffe aufschiebt, auch den Brottorb Amerikas freventlich höher und höher hängen lassen. Alle Witten, Petitionen und Proteste der Deutschamerikaner hat er nicht nur in den Wind geschlagen, sondern sie selbst auch wiederholt öffentlich in Schrift und Rede gröblich beschimpft. Mit all dem hat er ein nationales Unrecht getan. Amerika ist in der Achtung des ganzen Auslandes gesunken, selbst in England! Kein Einsichtiger, kein patriotischer Bürger, was Blutes und Sprache er sei, kann sich der Erkenntnis verschließen, daß eine vollständige Umkehr vonnöten ist, daß eine gewissenhafte, zielbewusste, kernfeste Regierung an die Spitze treten sollte, welche das geschädigte Ansehen wieder herstellt und überall amerikanische Rechte und Frieden und Freundschaft wahrte. Unser Stimmzettel ist dazu das äußere, von Gott durchs Landesgesetz beschiedene Mittel — unser Kämmerlein aber, lieber Leser, ist die Stätte, die auch der Wahlhube vorangeht, und für die vor wie nach der Wahl gilt: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist!“

W.



Die deutschamerikanische Macht.



Von dem alten Ex-Kongressmann Gustav Küstermann, Green Bay, Wis.

Wir Deutschen in Amerika

Nie so vereint wir standen da
Als jetzt, da man, o Schimpf und Schand',
Uns treulos unserm Land genannt!

Wem deutsch das Herz, der ist kein Wicht,
Deutsch Blut tritt ein für Recht und Pflicht!

Im Krieg für Unabhängigkeit

Zum Kampf die Deutschen gleich bereit;

Von Steuben, Herfimer und Ralß,

Auch Mühlenberg tracht' Englands Skalp.

Der Deutschen Arbeit war nicht schlecht,

Fest ging's und stramm im Kampf fürs Recht.

Als Lincoln es für ratsam fand,

Daß nicht gelöst der Staaten Band,

Da strömten Deutsche schnell herbei

Zu kämpfen gegen Sklaverei;

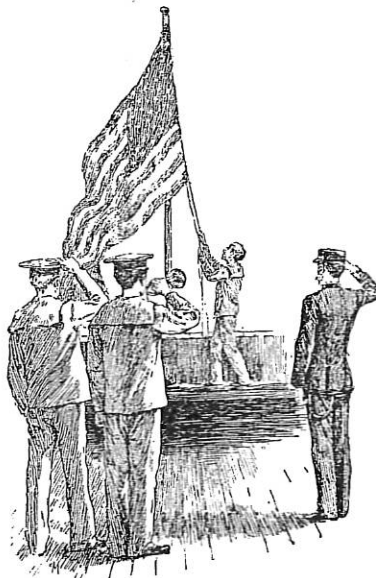
Mit Sternenbanner in den Krieg

Geh's froh und freisch zum Kampf und Sieg.

Wohin das Auge immer schaut,

Da hat der Deutsche mitgebaut;

Im Landbau, Handel, Industrie



Zeigt Wissen er und Energie;
Auch lehrte er Gemütlichkeit
Und all das, was das Herz erfreut.

Grad' weil in ihm das deutsche Blut,
Ist unserm Land er treu und gut,
Doch liebt er noch, und das mit Recht,
Sein Heimatland, — sonst wär' er schlecht!
Er wünscht von Herzen Deutschlands Sieg,
Für Ehr' und Recht es führt den Krieg!

Als gute Bürger wünschen wir,
Daß strikt neutral man handle hier,
Daß nicht parteiisch man verfährt
Und Vorzug keinem Land gewährt.
Weil dies geschieht, drum der Protest,
All die neutral, vereint ganz fest!

Was schert es, daß man uns verhöhnt?
An Bindestrich sind wir gewöhnt,
Wir kämpfen für Neutralität
Und gegen den, der Zwiespalt sät!
Du teures Land magst ruhig sein,
Deutsch Blut vereint für dich tritt ein!



Fünftes Kapitel. Gestörter Friede.

Gegen den Abend dieses Tages ertönte abermals vom Berchfrit des Wächters Horn in heilverkündendem Tone, und von Georg geleitet, sprengten Graf Eberhard und der Vogt in den Schloßhof ein.

Das war ein Jubel der Begrüßung und eine Freude des Wiedersehens, als wäre der Graf aus einer Fehde heimgekommen, und mühsam nur konnte er sich der auf ihn eindringenden Fragen erwehren, bis man endlich in der großen Halle sich um den langen, eichenen Familientisch niedergelassen hatte und die Gemüter nun im Anblick des unverfehrt Heimgekehrten langsam zur Ruhe kamen. Es ergab sich jetzt aus der ausführlichen Erzählung des Grafen, daß die Verzögerung der Rückkehr in einem Besuch bei seinem alten Freunde und Kampfgenossen auf Burg Gosede an der Saale ihren Grund gehabt.

Die Gräfin Maria hing mit glücklich dankbarem Blicke an dem Antlitze ihres Gemahls, von welchem die finstere Wolke verschwunden war, und lauschte mit den übrigen begierig der unterhaltlichen Erzählung des Heimgekehrten.

Philipp aber saß nach der ersten herzlichen Begrüßung wieder still in sich versunken am Tische und gab nur selten ein Wörtlein drein. Anfänglich fiel es dem Grafen Eberhard nicht auf, als aber nach aufgehobener Abendtafel die Gräfin mit den Kindern sich in die Kammer *) zurückzog und die beiden Männer in einem kleinen Eckzimmer des Turmes allein bei einem Trunk Bier saßen, fragte der Graf bald: „Was ist Dir, lieber Philipp? Nicht so frei und heiter wie sonst blicket Dein Auge, und karg mit Worten ist Dein Mund.“

Philipp machte eine abwehrende Gebärde, als wäre ihm die Frage lästig, und suchte die Rede auf einen andern Gegenstand zu lenken. Doch da der Graf nicht abließ zu fragen, sah Philipp ihn mit einem langen, ernsten Blick an und sagte mit langsamem Bedacht: „Verzeihet, herzlichster Graf, wenn ich Euch wehe tue, denn solches ist nicht meine Absicht, liebe ich Euch doch wie meinen eigenen Vater! Herr Graf, Eure Freude ist meine Trauer, denn dieselbe ruhet auf einer Täuschung.“

Der Graf schaute den jungen Mann forschend an. „Welches ist Deiner Rede Sinn? Meinst Du etwa, daß der Friede, so jetzt meine Seele füllet, eine Täuschung sei und eitler Wahnsinn?“

Philipp nickte langsam. „Viel Unfug wird mit dem Ablass getrieben, und weit über den Sinn des Wortes Gottes hinaus gehet der Ablasskrämer Willkür.“

„Wie meinst Du das?“ fragte der Graf mit sichtbarer Befremdung.

Philipp seufzte und fuhr nach einer Pause fort: „Allent-

halben vernimmt man, daß diese Mönche keinen Unterschied mehr machen zwischen den zeitlichen Strafen, so die Kirche aufleget, und den ewigen Strafen, so Gott der Herr der Sünde dräuet. Diese ewigen Strafen kann kein Mensch vergeben, auch der Papst nicht, so groß auch sonst seine Macht und Gewalt sei. Der Papst kann überhaupt keine Sünde vergeben, welches allein Gott zusieht; er kann allein das erlassen, was er selber aufgelegt. Unfug nenne ich es derothalben und Gotteslästerung, was die Ablasshändler predigen, unter welchen gerade der Teufel der ärgste und schamloseste ist.“

Der Graf hatte diesen Worten mit steigender Unruhe zugehört und fuhr jetzt zornmütig errötend auf: „Mein Sohn, wer bist Du, daß Du solche lose Rede führst? Wärest Du nicht mein künftiger Eidam und ein junger, unbedachter Mensch, ich wolte Dir solchen Vorwitz übel vermerken.“

Ueber Philipps schönes Antlitz legte sich ein noch tieferer Schatten der Trauer, und die wogende Brust verriet seine innere Bewegung. „Kennet Ihr meine Worte Vorwitz, liebster Vater, so mühtet Ihr viele Universitätslehrer und ehrliche Seelsorger des Vorwitzes zeihen, denn nicht ich bin es, der solche Lehre erfunden, sondern je und je hat erleuchteter Männer Mund wider diesen päpstlichen Mißbrauch gezeugt, so nur um schnöden Gelberwerbes willen in Lauf und Übung gekommen; und wahrlich, übel genug hat der Zorn der Päpste solchen Freimut des Wahrheitszeugnisses gestraft, also daß heutzutage nur noch im Winkel und in der Verborgtheit der Wahrheit die Ehre gegeben wird, seitdem Savonarolas und Hussens Scheiterhaufen mit seiner Rauchwolke die Herzen erschreckt, seitdem die Ketten eines Johann von Wesel klirrend rufen: Schweiget und verstummet, so euer Geben nicht auch im Kerker vermodern soll! Ueberhaupt, was soll man sagen, wenn sich die Päpste Statthalter Gottes auf Erden heißen? Die Geschichte der römischen Bischöfe ist eine Geschichte voll Irrtum, Sünde und Greuel. Und der nun jezo auf dem Stuhl Petri sitzt, soll das ein Bischof sein? Soll das überhaupt noch ein Christ sein? Und Rom, die heilige Stadt, ist sie nicht zu einem neuen Sodom und Gomorrha worden? Die Wallfahrer, welche dort gewesen, haben keine Worte für den Pfuhl von Gottlosigkeit und Sittenverderbnis, in welchem sich mit dem Volke die Priester wälzen. Das Heilige wird in der schönbesten Weise verspottet. Einer der Meßpriester zum Exempel hat sich erschreckt, bei der Messe während der Wandlung statt der Konsekrationsworte zu sprechen: Panis es et panis manebis! *) Wenn aber in der heiligen Stadt unter den Augen des Papstes solche Lästerung geschehen kann, wie mag man sich verwundern, wenn

*) Frauengemach.

*) „Brot bist du und wirst es auch bleiben.“

allenthalben das Heilige mit Füßen getreten wird; wenn, wie es zu Straßburg geschehen, ein Haufe junger Bursche ein Fäßlein Wein an den Altar getragen und daselbst unter Absingung lustiger Liedlein gezecket, wenn während des Hochamts Edelleute mit Jagdhunden in dem Münster erschienen und von Zeit zu Zeit einen Falken steigen ließen, zur Kurzweil der Andächtigen; wenn, um den Weg abzukürzen, ein Mann Spanferkel durch das Gotteshaus trug, deren Geschrei den Priester nötigte, mit dem Messelesen inne zu halten! Wohin man das Auge wirft, siehet man solchen Verfall und Verwüstung, daraus zu sehen, daß die Kirche erstarrt ist und keine Lebenskraft mehr in sich trägt, sich gegen solche Entweihung zu wehren; ja, sie hat dieselbige erst hervorgerufen. Das ist der Fluch ihres Abfalls von der Wahrheit, ihrer Verstümmelung des Wortes Gottes. O, wer hat Tränen genug in seinem Haupt, zu beweinen all den Jammer, in welchen päpstliche Sünde die Kirche Christi gestürzt! Und wann wird endlich der Tag des Herrn kommen, wo die Wahrheit über Irrtum und Lüge triumphieret!"

Der Graf war während dieser Rede von seinem Stuhle aufgestanden. Er sah nicht das Feuer heiliger Begeisterung in Philipps Augen, er merkte nicht das tiefinnerste Beben seines Herzens, er entsetzte sich nur vor den Worten, die er wie Keulenschläge auf seiner Seele fühlte und aus denen er die Stimme eines Gotteslästerers oder eines Wahnsinnigen hörte. „Philipp, was ist aus Dir geworden?“ rief er mit hoch emporgerissenen Augenbrauen. „Wie hat sich über Nacht Dein Sinn gewandelt! Wer hat Dir solche keizerischen Gedanken eingegeben? Denn nicht in Deinem eigenen Kopfe können sie entsprungen sein, so sehr Du auch geneigt bist, in scharfem Forschereifer den Dingen auf den Grund zu sehen. Ist Dir etwa abermals der unselige Ulrich von Hutten in den Weg gelaufen? Ungern habe ich vernommen, daß Du mit ihm Gemeinschaft angestrichen; denn unruhig waltet ihm das Blut in den Adern, und arge Gedanken brütet sein freidenkerisches Hirn. Möchte in seinem wilden Ungeßüm alle Ordnung stürzen und Gottes Werk zerstören. Spitziger noch und schärfer denn sein Schwert ist seine Feder, so er in Gift und Galle tauchet, und mit der ägenden Lauge seines Spottes scheuet er sich nicht, auch das Heiligste zu befeuern. Wer ist es gewesen, von dem die Briefe der Dunkelmänner in die Welt geworfen worden? Wohl hat der Schreiber seinen Namen feige versteckt, aber auf den ersten Blick erkennet man Huttens Feder; wenigstens hat er seine Hand dabei gehabt und wacker mitgeholfen. Und auch sonst, was unterwindet sich der Mann, wider den Papst in Rom und alle Bischöfe und die Kirche insgemein zu schreiben! Wahrlich, groß ist des heiligen Vaters Milde, daß er diesem Ketzer nicht den wohlverdienten Holzstoß entzündet! So sage mir nun ehrlich, Philipp, ob es der Hutten gewesen, so Dir die unheiligen Gedanken eingegeben.“

Philipp hatte dem Grafen, der die Auseinandersetzungen

über das Verderben der Kirche gar nicht gehört zu haben schien, wiederholt in die Rede fallen wollen, aber nicht vermocht, den Eifer des Sprechenden zu durchbrechen. Jetzt schüttelte er heftig den Kopf und sagte: „Auf einem falschen Argwohne seid Ihr, Herr Graf. Wohl habe ich dann und wann mit dem Hutten meine Gedanken ausgetauscht, doch nimmer würde ich dessen Nachbeter und Nachtreter werden, denn weit gehet unser beider Geistesrichtung und innerste Ueberzeugung auseinander. Wohl dürstet er, gleichwie ich, nach Freiheit, aber die Freiheit, so er meint, ist nicht nach meinem Sinn. Er hat seine Lust am Zerstören, aber nicht am Bauen; er will die Schäden der Zeit hinwegspotten, aber nicht sich Mühe geben, mit liebender Hand die Wunden zu heilen. Er will die Welt verbessern, aber nicht zuerst sich selbst, dazu er doch alle Ursache hätte. Solch Beginnen ist eitel, und solcher Mann ist nicht mein Freund.“

Des Grafen gefurchte Stirn hatte sich bei diesen Worten geglättet, und freundlicher Klang seine Stimme, da er sprach: „Das ist ein gutes Wort, mein Sohn, und bitten möchte ich Dich, daß Du inskünftig dem Hutten sorglich aus dem Wege gehst, denn etwas Bestrickendes ist in seinem Wesen, da sein Dichtergeist die höllischen Gedanken in das Gewand eines Lichtengels zu kleiden versteht, damit er das Gift in jugendliche, harmlose Gemüther hineinschmeichelt. Aber wenn denn der Hutten nicht der Urheber Deines Unglaubens ist, so sage mir, von wem hast Du ihn denn? Ist er etwa die Frucht Deiner Studien in Wittenberg?“

Ueber Philipps Gesicht glitt ein heller Schein, wie Begeisterung. „Ich segne meinen Entschluß, nach Wittenberg zu gehen! Zwar dem Henning Göbe, dem trockenen, langweiligen Juristen, bin ich untreu geworden, seit ich bei dem Dr. Martin Luther einmal im Hörsaal gesessen. Auch den Humanisten habe ich Valet gesagt, wie auch die größte Zahl der Studierenden, denn niemand mag dem Luther widerstehen, der seinesgleichen nicht hat unter allen Lehrern der Hochschule. Alles drängt sich zu seinen Füßen, und auch ich bin sein Schüler worden; habe keine seiner Vorlesungen versäumt und denke nichts weiter mehr denn Theologie!“

„Wer ist dieser Luther?“ fragte der Graf vornehm kühl. „Ich weiß nicht, ob auch ein Mann dieses Namens in der Welt vorhanden.“

Philipps Augen leuchteten in noch hellerem Feuer auf. „Dr. Martin Luther ist ein Professor — ach, was sage ich? Er ist ein Prophet! Seine Worte sind gleich Feuerflammen, so ein jeglich Herz entzündet.“

„Das ist die Weise aller Ketzer gewesen“, sagte Graf Erbach bitter; „und ein Ketzer scheint er mir zu sein nach alle dem, was er Dir eingeredet.“

„So heißet Ihr ihn“, fuhr Philipp eifern fort, „weil Ihr ihn nicht kennt. Gättet Ihr ihn gesehen und gehört, Ihr würdet ihm zu Füßen fallen und sagen: Du bist ein Mann Gottes und als ein Engel vom Himmel gesandt.“



Scheiden.

Für die „Abendsschule“ von E. Denninghoff.

Es herbstet nun schon, leis seufzen die Blätter, die losen,
Und still durch die Lüfte hin zittert ein Hauch,
Ein Dufte von sterbenden Rosen.

Verblaßt aller Schein, verstummt alle glücksfrohen Lieder,
Die Gluten verlöschen, das Lachen verrauscht —
Schon senken die Nebel sich nieder.

Verschleiert und herb, in sicherem Gang naht die Kühle,
Des Scheidens Gewalt reißt blutend mein Herz —
Und Trauern und Bangen ich fühle.

menthalben das Heilige mit Füßen getreten wird; wenn, wie zu Straßburg geschehen, ein Haufe junger Bursche ein Faß Wein an den Altar getragen und daselbst unter Absingung uftiger Liedlein gezecht, wenn während des Hochamts Edelkute mit Jagdhunden in dem Münster erschienen und von Zeit zu Zeit einen Falken steigen ließen, zur Kurzweil der Andächtigen; wenn, um den Weg abzukürzen, ein Mann Spanferkel durch das Gotteshaus trug, deren Geschrei den Priester nötigte, mit dem Messlesen inne zu halten! Wohin man das Auge wirft, siehet man solchen Verfall und Verwüstung, daraus zu sehen, daß die Kirche erstarret ist und keine Lebenskraft mehr in sich trägt, sich gegen solche Entweihung zu wehren; ja, sie hat dieselbige erst hervorgerufen. Das ist der Fluch ihres Abfalls von der Wahrheit, ihrer Verstümmelung des Wortes Gottes. O, wer hat Tränen genug in seinem Haupt, zu beweinen all den Jammer, in welchen päpstliche Sünde die Kirche Christi gestürzt! Und wann wird endlich der Tag des Herrn kommen, wo die Wahrheit über Irrtum und Lüge triumphiert!"

Der Graf war während dieser Rede von seinem Stuhle aufgestanden. Er sah nicht das Feuer heiliger Begeisterung in Philipps Augen, er merkte nicht das tiefinnerste Beben seines Herzens, er entsetzte sich nur vor den Worten, die er wie Keulenschläge auf seiner Seele fühlte und aus denen er die Stimme eines Gotteslästerers oder eines Wahnsinnigen hörte. „Philipp, was ist aus Dir geworden?“ rief er mit hoch emporgerissenen Augenbrauen. „Wie hat sich über Nacht Dein Sinn gewandelt! Wer hat Dir solche keiserischen Gedanken eingegeben? Denn nicht in Deinem eigenen Kopfe können sie entsprungen sein, so sehr Du auch geneigt bist, in scharfem Forschereifer den Dingen auf den Grund zu sehen. Ist Dir etwa abermals der unselige Ulrich von Hutten in den Weg gelaufen? Ungern habe ich vernommen, daß Du mit ihm Gemeinschaft angeschlossen; denn unruhig waltet ihm das Blut in den Adern, und arge Gedanken brütet sein freidenkerisches Hirn. Möchte in seinem wilden Ungehim alle Ordnung stürzen und Gottes Werk zerstören. Spitziger noch und schärfer denn sein Schwert ist seine Feder, so er in Gift und Galle taucht, und mit der ägenden Lauge seines Spottes scheuet er sich nicht, auch das Heiligste zu begeifern. Wer ist es gewesen, von dem die Briefe der Dunkelmänner in die Welt geworfen worden? Wohl hat der Schreiber seinen Namen feige verstedet, aber auf den ersten Blick erkennt man Hutten's Feder; wenigstens hat er seine Hand dabei gehabt und wacker mitgeholfen. Und auch sonst, was unterwindet sich der Mann, wider den Papst in Rom und alle Bischöfe und die Kirche insgemein zu schreiben! Wahrlich, groß ist des heiligen Vaters Milde, daß er diesem Ketzer nicht den wohlverdienten Holzstoß entzündet! So sage mir nun ehrlich, Philipp, ob es der Hutten gewesen, so Dir die unheiligen Gedanken eingegeben.“

Philipp hatte dem Grafen, der die Auseinandersetzungen

über das Verderben der Kirche gar nicht gehört zu haben schien, wiederholt in die Rede fallen wollen, aber nicht vermocht, den Eifer des Sprechenden zu durchbrechen. Jetzt schüttelte er heftig den Kopf und sagte: „Auf einem falschen Argwohn seid Ihr, Herr Graf. Wohl habe ich dann und wann mit dem Hutten meine Gedanken ausgetauscht, doch nimmer würde ich dessen Nachbeter und Nachtreter werden, denn weit geht unser beider Geistesrichtung und innerste Ueberzeugung auseinander. Wohl dürstet er, gleichwie ich, nach Freiheit, aber die Freiheit, so er meint, ist nicht nach meinem Sinn. Er hat seine Lust am Zerstören, aber nicht am Bauen; er will die Schäden der Zeit hinwegspotten, aber nicht sich Mühe geben, mit liebender Hand die Wunden zu heilen. Er will die Welt verbessern, aber nicht zuerst sich selbst, dazu er doch alle Ursach hätte. Solch Beginnen ist eitel, und solcher Mann ist nicht mein Freund.“

Des Grafen gefurchte Stirn hatte sich bei diesen Worten geglättet, und freundlicher klang seine Stimme, da er sprach: „Das ist ein gutes Wort, mein Sohn, und bitten möchte ich Dich, daß Du inskünftig dem Hutten sorglich aus dem Wege gehst, denn etwas Bestrickendes ist in seinem Wesen, da sein Dichtergeist die höllischen Gedanken in das Gewand eines Engels zu kleiden versteht, damit er das Gift in jugendliche, harmlose Gemüther hineinschmeichelt. Aber wenn denn der Hutten nicht der Urheber Deines Unglaubens ist, so sage mir, von wem hast Du ihn denn? Ist er etwa die Frucht Deiner Studien in Wittenberg?“

Ueber Philipps Gesicht glitt ein heller Schein, wie Begeisterung. „Ich segne meinen Entschluß, nach Wittenberg zu gehen! Zwar dem Henning Göde, dem trockenen, langweiligen Juristen, bin ich untreu geworden, seit ich bei dem Dr. Martin Luther einmal im Hörsaal geseffen. Auch den Humanisten habe ich Valet gesagt, wie auch die größte Zahl der Studierenden, denn niemand mag dem Luther widerstehen, der seinesgleichen nicht hat unter allen Lehrern der Hochschule. Alles drängt sich zu seinen Füßen, und auch ich bin sein Schüler worden; habe keine seiner Vorlesungen versäumt und denke nichts weiter mehr denn Theologie!“

„Wer ist dieser Luther?“ fragte der Graf vornehm kühl. „Ich weiß nicht, ob auch ein Mann dieses Namens in der Welt vorhanden.“

Philipps Augen leuchteten in noch hellerem Feuer auf. „Dr. Martin Luther ist ein Professor — ach, was sage ich? Er ist ein Prophet! Seine Worte sind gleich Feuerflammen, so ein jeglich Herz entzündet.“

„Das ist die Weise aller Ketzer gewesen,“ sagte Graf Erbach bitter; „und ein Ketzer scheint er mir zu sein nach alle dem, was er Dir eingerebet.“

„So heißet Ihr ihn,“ fuhr Philipp eifern fort, „weil Ihr ihn nicht kennet. Hättet Ihr ihn gesehen und gehört, Ihr würdet ihm zu Füßen fallen und sagen: Du bist ein Mann Gottes und als ein Engel vom Himmel gesandt.“



Scheiden.

Für die „Abendsschule“ von E. Denninghoff.

Es herbsteet nun schon, leis seufzen die Blätter, die losen,
Und still durch die Lüfte hin zittert ein Hauch,
Ein Dufte von sterbenden Rosen.

Verblaßt aller Schein, verstummt alle glücksfrohen Lieder,
Die Blüten verlöschen, das Lachen verhaucht —
Schon senken die Nebel sich nieder.

Verfleiht und herb, in sicherem Gang naht die Kühle,
Des Scheidens Gewalt reißt blutend mein Herz —
Und Trauern und Wangen ich fühle.

Der Graf hob abwehrend beide Arme auf und bekreuzte sich. „Nun schweige still, denn Du marterst mich mit Deinen Reden. Ich bin in Frieden heimgekommen — meinst Du, daß das ein erträumter Friede sei? Wenn der Genesene neue Kraft des Lebens durch seine Adern rinnen fühlt, läßt er sich dann einreden, er sei noch krank und seine Gesundheit ein bloßer Wahn?“

Philipp schwieg. Es tat ihm weh, dem Vater seiner Braut solchen Verdruß bereitet zu haben, und eben wollte er sein Bedauern kundgeben, auf dieses Gespräch geraten zu sein, als der Altarist von Michelstadt, dem benachbarten Städtlein, eintrat. Er hatte von der Rückkunft des Grafen vernommen und wollte sich nun von dem Erfolg der Wallfahrt seines Beichtkindes überzeugen.

Der Graf ging ihm erregt entgegen und ließ ihm gar nicht Zeit zur Begrüßung. „Zu jeglicher Frist seid Ihr mir willkommen, liebster Speckel,“ rebete er ihn an, „doch heute zwiesfach. Sehet hier diesen Jüngling, dessen Seele im Begriff steht, sich in die Wüste des Unglaubens zu verirren. Saget an, ist Euch der Name Martinus Luther bekannt?“

„Martinus Luther?“ wiederholte der Altarist sinnend. „Wohl meine ich von ihm gehört zu haben, und nichts Rühmliches. Soll ein gelahrter Herr sein und ein geläufig Mundwerk haben, damit er alles schläget; aber er hat wunderliche Spekulationen im Kopf, und wo er noch kein Reher ist, wird er bald einer werden, falls er fortfährt, die Schrift also zu verkehren, wie er es seit etlichen Jahren tut.“

Der Graf brückte dem Vater die Hände. „Gott segne Euch für dieses Wort! Zu guter Stunde seid Ihr hierher gekommen, wie von Gott gesendet. Hörst Du es, Philipp? Einem Reher bist Du in die Hände gefallen. So laß Dich warnen und vergiß, was er Dir zugeflüstert. Denk, es sei der Teufel selbst gewesen, so zu Dir getreten ist, Dich zu versuchen und Deine Seele zu verderben. Wenn er Dir gleich als ein Engel erschiene, so bedenke, daß der Teufel sich oft in einen Engel des Lichts verkleidet, zu betören die Schwachen und zumal die Zugend, so der ernststen Erfahrung des Lebens noch ermangelt und allem Neuen ein willig Ohr leiht. Gott aber wolle sich seiner Kirche erbarmen und das Werkzeug des Satans zerstören!“

Philipp reichte dem Grafen die Hand und sagte weich: „Lasset uns Gott bitten, daß er uns helle Augen gebe, zu sehen, welches die Wahrheit sei und welches der Irrtum.“

„Ja, das wolle Gott!“ versetzte der Graf, etwas milber gestimmt, und wandte sich dann zu dem Altaristen: „Verzeihet, Ehrwürdiger, daß ich heute nicht länger Euer Gemeinschaft genießen kann, denn mein ermüdetes Leib sehnet sich nach der Ruhe der Nacht.“

Die drei Männer verabschiedeten sich mit kurzem Gruße.

Am andern Morgen war der Graf schon frühzeitig ausgeritten. Er wollte zusehen, wie weit unterdessen der Bau der Kapelle gediehen sei, die er seiner Schutzpatronin, der heiligen Jungfrau, zu Ehren auf einer Waldböhe unweit Michelstadt aus ihren Trümmern wieder aufrichten ließ.

Dem Philipp war die Abwesenheit des Grafen erwünscht — so konnte er ungestört der Gräfin und seiner Braut mittheilen, was gestern abend zwischen ihm und dem Vater vorgefallen. Er fand beide in der Remnate. Das war ein traulich und behaglich Stüblein, darin sich gern die ganze Familie versammelte und auch die Gäste lieber weilten als in der großen Halle mit den zahlreichen Hirschgeweihen, Waffen und Rüstungen an den Wänden ringsumher. Hier war es so lauschig still, als wie in einem Heiligtum, und ein magisches Halbdunkel er-

höhte den Eindruck der Feierlichkeit. Von den braunen, getäfelten Wänden schauten ernst sechs große Oelgemälde mit Heiligenbildern aus schwarzen Holzrahmen, und ein gekreuzigter Christus, von Eisenbein geschnitten, breitete wie segnend seine Arme über einen kleinen Betaltar mit zwei Wachskerzen und frischen Blumensträußen. In jeder der beiden eisenumrankten, tiefen Fensternischen stand ein Spinnrocken von schwarzem Ebenholz, mit Perlmutter kunstvoll ausgelegt. In der Mitte des Gemachs reichten sich um den viereckigen Eichentisch fünf Holzessel mit hoher, durchbrochener Rücklehne, und in der Nähe des grünlackierten Ofens, darauf die Geschichte der heiligen Elisabeth eingebrannt war, lud ein bequemer Doppelsessel, mit purpurrotem Sammet überzogen, zum Ruhen ein. Von den Wänden gleichen, getäfelten Decke hing an silbernem Drahte eine Lampe hernieder, und der Estrichfußboden war mit kostbaren Luchsfellen belegt, über welche lautlos der Fuß schritt. Schon manches genüßreiche Stündlein hatte Philipp in diesem geweihten Raume plaudernd verbracht. Er hoffte auch heute in dieser Stätte des Friedens Beruhigung für sein ungestümm erregtes Gemüt, denn er hatte die ganze Nacht kein Auge zugestaut, und verstört schauten seine umschatteten Augen drein. Aber anstatt sich aus diesem stillen Gemach die Ruhe der Seele zu holen, trug er die Unruhe in daselbe hinein, denn mit Schrecken und Trauer vernahmen die beiden Frauen die Kunde von dem Zwiespalt der Männer und folgten in ängstlicher Beklemmung den Auseinandersetzungen Philipps, da er ihnen jezt im Zusammenhang seine religiöse Ueberzeugung kundgab, davon er ihnen schon wiederholt gelegentliche Andeutungen gegeben.

Sie fanden lange keine Worte. Die Mutter starrte wie verloren ins Weite, Margarete hatte in den Augen einen feuchten Schimmer. Endlich sagte die Gräfin mit tiefem Aufseufzen: „Unstet wanket und schwanket meine Seele — was soll ich sagen? Ehrwürdig ist mir immer mein Gemahl erschienen in seiner strengen Frömmigkeit und unbeugsamen Glauben, damit er unbesehen auf alles schwöret, daß die Kirche lehret, und oft bin ich mir ihm gegenüber so gar klein und unförmig erschienen, wenn mein Glaube noch so vielfach mit dem Zweifel rang. Habe mir auch oft gewünscht: Ach, könnte ich sein wie er! Wo ich aber Deine Worte höre, liebster Philipp, siehe, da ist es mir, als verbliche der Heiligenschein um meines Gemahles Haupt, und als wäre nicht alles dem Worte Gottes gemäß, was die Kirche lehret und uns heilig ist. Was ich oft in heimlichem Sinnen geahnet, das sprichst Du mir mit klaren, hüllenslosen Worten aus, und was ich schüchtern nicht in Worte zu fassen wagte, meinend, es wäre Reherie und Eingebung des Satans, solches redest Du frei heraus als Deine innerste Ueberzeugung. Was soll ich tun? Wem soll ich vertrauen?“ Sie stand geängstet auf und ging händeringend im Gemach umher. „Was soll ich tun? Ach, elend ist das Herz des Weibes, dem das klare Denken und scharfe Forschen des Mannes versagt ist!“

Margarete hatte sich innig an den Bräutigam geschmiegt, und wie hilfessuchend flehten ihre feuchten Augen zu ihm auf. „Philipp, mein trauter Philipp, Deine Rede gehet mir als ein zweifelschneidig Schwert durch das Herz, und dennoch — Du kannst kein Reher sein!“

Philipp zog sanft und liebevoll das Mädchen an sich und streichelte ihr das volle, glänzende Haar: „Margarete, Du wirst mich verstehen lernen, ob Du gleich erschrocken bist, denn Du hast mich lieb, darum glaubest Du an mich.“ Und zu der Mutter gewendet fuhr er fort: „Ich bitte Euch, bewegt diese

Entlaubte Bäume.

Die Blätter fallen zum drittenmal
Und rieseln zur Erde so weß und faßl,
Seit der Weltkrieg schreitet von Land zu Land,
Streift Scharen von Menschen mit rauher Hand
Wie Blätter vom Baume des Daseins ab,
Reißt sie zu Boden in Tod und Grab.

Und mancher steht als entlaubter Stamm,
Weil der Krieg ihm sein alles auf Erden nahm,
Möcht' lieber auch noch von hinnen geh'n,
Als einsam und freudlos im Leben steh'n;
Das Opfer ist schwer, der Weg ist so lang
Und seine Seele so heimwehkrank.



Und hast du verloren, was dich beglückt, —
Durch kahle Nester der Himmel blickt
Noch heller herab auf einsamen Pfad,
Und das Ziel man klarer vor Augen hat,
Das über allem Vergänglichem steht,
Und unsichtbar e i n e r zur Seite dir geht!

Der bietet dir seinen Friedensgruß,
Der hält dich, will straucheln dein müder Fuß,
Der wandelt dein Sehnen in stille Geduld,
Spricht Trostesworte voll göttlicher Huld
Und wischt einst die letzten Tränen dir ab,
Wenn er deine Lieben dir wiedergab.

Sache still in Eurem Herzen, ich aber will noch einmal nach Wittenberg und den Mann Gottes weiter hören, auf daß er mich aus der Dämmerung herausführe an das helle Tageslicht. Mir ist, als müßte die Welt noch mehr von diesem Manne hören, denn wunderbar ist sein Wesen: sein Geist so klar, sein Herz so fromm, sein Charakter so groß und sein Mut so heldenkühn."

"Ach, wieder willst Du uns verlassen?" hauchte Margarete. "Siehe, wenn ich Dein Antlitz schaue und Deine Stimme höre, dann bin ich getroffen; wenn Du aber hinweg bist, hernach sinkt all mein Mut zusammen."

Doch die Mutter nickte dem Philipp zu: "Geh in Gottes Namen und laß Dich erleuchten, auf daß von Deinem Licht auch in unsere Dunkelheit ein Strahl falle!"

Sechstes Kapitel. Wittenberger Hammerschläge.

Graf Philipp von Meneß saß, in ein Buch vertieft, auf seinem Stüblein in einem alttümlichen, vielwinkligen und erkerbezirkten Haus des Schloßgäßleins zu Wittenberg. Es war einer von den letzten Oktobertagen. Der Herbst schüttelte das letzte Laub von den Bäumen, nachdem er es durch etliche Nachtfröste locker gerüttelt; aber die Sonne schien noch warm und freundlich über die halb erstorbene Welt und lockte manchen Bürgermann zu einem Ausgang ins Freie.

Graf Philipp aber wußte kaum, daß heute die Sonne schien: er saß schon den ganzen lieben Tag über dem Buche, das ihm ein Freund zugetragen, und hatte sogar das Mittagessen darüber versäumt. Seine Augen hafteten durstig an den Buchstaben, als wollten sie sie verschlingen, und oft sah er von dem Buche auf, über dem Gelesenen sinnend und es langsam in sich verarbeitend. Manchmal auch atmete er tief auf, und wie ein Schein verkündender Befriedigung glitt es über sein männlich schönes Angesicht. Das Buch war die Auslegung des Briefes an die Römer von dem Wittenberger Professor Dr. Martin Luther.

Plötzlich sprang der Graf von seinem Sitz auf und maß mit großen Schritten das Zimmer, indem er, die Hand unter dem Kinn, vor sich hin murmelte: "So halten wir es denn, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, durch den Glauben an Christum Jesum. Herr Gott, ich danke dir für diesen Unterricht! Hier ist der Schlüssel zu der Grund- und Kardinallehre Roms! Hier ist der Punkt, der die ganze päpstliche Heilslehre umwirft! Alles erscheint mir nun in einem anderen Lichte. Nun weiß ich, warum ich nie zur rechten Freude am Dasein gekommen. Ich habe mir selber die Brücke in den Himmel bauen wollen mit meiner Tugend, und das Holz war morsch, die Brücke brach unter meinem Fuß.

Jetzt sehe ich, daß von drüben her die Brücke geschlagen ist, daß Gottes Gnade mir entgegenkommt und spricht: Glaube nur, so hilft dir die Gnade zum Leben! Es gibt nur e i n e Rettung für alles Fleisch, das ist der Glaube an den, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Ach, nun erst weiß ich mit Christo, dem Erlöser, etwas Rechtes anzufangen, das ich bis anhero nicht gewußt, denn immer stand er mir gleich einem alten, verblassten Heiligenbild im Winkel, und wußte nimmer, was er mir helfen sollte, maßen ich selber alles machen und ausrichten wollte. Jetzt wird mir Christus lebendig und bekommt zu tun: nun wird er mein Erlöser, der mit seiner Kraft in meiner Schwachheit mächtig ist und mir das aus Gnaden schenket, danach ich bis auf diesen Tag vergeblich gerungen. Wie weiß doch der Luther von Christo zu reden! Es ist wie eine ganz neue Sprache!"

Philipp suchte unter seinen Papieren auf dem Tische, bis er einen Zettel fand, die Abschrift eines Briefes von Luther an den Augustinermönch Georg Spelenin, die ihm durch einen Freund zugegangen war. "Nicht oft genug kann ich diese Worte lesen," sagte er vor sich hin, "und je öfter ich sie lese, desto mehr finde ich darin. Da sagt der große Mann: 'Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum den Gekreuzigten kennen, lerne, an Dir selbst verzagend, zu ihm sprechen: „Herr Jesu, du bist meine Gerechtigkeit, und ich bin deine Sünde. Du hast mich auf dich genommen und mir gegeben, was dein ist; du hast auf dich genommen, was du nicht warest, und mir geschenkt, was ich nicht war.“ Hüte Dich, nach einer solchen Reinheit zu streben, daß Du Dich selbst für keinen Sünder mehr hältst, denn Christus wohnet nur bei Sündern. Dazu kam er vom Himmel herab, wo er bei den Gerechten weilte, um bei den Sündern zu wohnen. Denke über diese Liebe nach, so wirst Du einen süßen Trost daraus schöpfen. Warum wäre er denn gestorben, wenn wir mit unsern Bußübungen und Arbeiten Ruhe für unser Gewissen erwerben möchten? Darum, nur wenn Du an Dir selbst und an Deinen guten Werken verzweifelst, wirst Du in ihm Frieden finden, denn er hat Deine Sünde auf sich genommen und seine Gerechtigkeit zu der Deinen gemacht.'"

Der Graf legte den Brief wieder sorgsam in die Mappe und trat mit nach oben gerichteten Augen an das Fenster. "Ach, wie ist das doch mit mir! Winter ist es gewesen, mein vergangenes Leben erstarrt im Schnee und Eis des Wahns; nun wird es Frühling, nun beginnt es zu sprießen und zu keimen, nun will alles neu werden in mir! Geseget sei der Tag, da ich dein Angesicht suchte, du Mann Gottes, du auserwähltes Rüstzeug! Und dich segne auch der Allmächtige, daß deine

Stimme durch die ganze Welt erschalle wie eine Posaune Gottes!"

In dem läutete es vom Turme der Stadtkirche. „Luther hält die Vesperpredigt!“ sagte der Graf vor sich hin und suchte eilig nach Mantel und Barett. Drunten auf der Diele des Hauses ward in demselben Augenblick ein lautes Geräusch hörbar. Philipp erkannte die grobe, blecherne Stimme seines Hauswirts, des Drechslermeisters Tobias Trautwein, der wahrscheinlich nach seiner Gewohnheit im trunkenen Zustand heimgekommen war. Der Graf eilte die steile, knarrende Stiege hinab und fand hier den Meister, einen Zettel in der Hand, mit hoch gerötetem Gesicht und aufgelaufener Zornader auf sein Weib dreinpolternd:

„Was habet Ihr denn, Tobias, daß Ihr also tobet?“ fragte Philipp gelassen.

Der Mann wandte sich jäh herum. „Soll man da nicht toben und wettern, wo einem solche Unbill widerfahren? Der Teufel soll mich holen! Da schauet her, Herr Graf, stehet es da nicht schwarz auf weiß, daß mir all meine Sünd' erlassen sei, und ist dieses nicht des Papstes Wappen darunter? Hab' ich nicht auch mein ehrliches Geld dafür erlegt, bare sechs Groschen? Und nun ist dieser — dieser — der Teufel soll mich holen! — dieser griesgrämliche Mönch, dieser Dudenmäuser mit den glühenden Augen auf mich dreingefahren und hat mir den Schein vor die Füße geworfen!“

„Was saget Ihr, Tobias? Ich verstehe Euch nicht recht.“

„Nun ja, schon vor dreien Tagen bin ich bei ihm im Beichtstuhl gewesen — der Teufel soll mich holen! — da hat er mir ins Gesicht gesagt: ‚Meister Tobias,‘ hat er gesagt, ‚Ihr seid ein Säufer und dazu ein Grobian gegen Euer Weib; so Ihr nicht von Herzen Buße tuet, kann ich Euch nicht absolvieren.‘ Da bin ich denn in meinem Aerger stracks nach Zülbogt gelaufen, allwo der Tezel zur Stunde Markt hält, und habe mir einen Ablasschein gelöst. Der Teufel soll mich holen — das ist ein Mann, Herr Graf! Der weiß mit den Leuten zu fahren. Hat mich gefragt: ‚Um was begehrest Du Ablass, Gesell?‘ Hab' ich geantwortet: ‚Um's Trinken, und weil ich jüngst im Rausch meiner Ehewirtin eine Beule an den Kopf geschlagen, daß sie schier schwach geworden und im Bett gelegen bei dreien Tagen.‘ ‚Kostet sechs Groschen!‘ hat der Tezel gesagt, und der Handel war abgetan. So bin ich nun dem Mönch abermals in den Beichtstuhl gefallen, habe ihm den Zettel vor die Nase gehalten und gefragt, ob er mich nun absolvieren wolle. Da ist er noch viel grimmiger geworden denn das erste Mal, hat mir das Papier aus der Hand gerissen und zu Boden geworfen, als wäre es ein Unflat, so man nicht in die Hand nehmen dürfte, und hat mich angeschrien: ‚Wilt Du zur Hölle fahren, Gesell, so fahre hin, ich kann Dich nicht halten! Ich aber will nicht mit Dir fahren, welches unfehlbar geschähe, wo ich Dir ein Sündendiener wäre, indem ich Dich absolvirte, und wüßte doch, daß Du die Buße nur lügest.‘ Herr Graf, was saget Ihr dazu? Der Teufel soll mich holen, das ist noch nicht erhört worden, so lange die Welt stehet!“

„Wer ist der Mönch?“ fragte Philipp.

„Ei, wer anders denn der Luther?“ polterte Meister Tobias. „Der Teufel soll mich holen! Schon längere Zeit hat er also sein Wesen getrieben und will von dem Tezel nichts wissen, so doch in des Papstes Namen und Auftrag den Ablass verkauft. Ist auch eine schöne Sach' mit dem Ablass, und ich laß mir keinen dreinreden. Der Bruder Martinus aber läßt den Kopf zur Erde hängen und weiß nichts denn Buße und wieder Buße und abermals Buße. Aber wehe ihm! Solche

Bußpredigt soll ihm übel bekommen! Der Teufel soll mich holen — ich lauf' hin zu meinem Gebatter, dem Schwertfeger Zacharias Schneidewind, und zu dem Gerber Peter Pflaume und zu dem Waffenschmied Elias Lambert und anderen mehr, die haßen auch die Fäuste wider die schwarze Unke, so immer nur ‚Buß! Buß!‘ quaketen, und alsdann lauf' ich in den ‚grünen Tannenbaum‘, allwo die Studenten zechen, die sind auch wider den Luther in Harnisch, maßen er ihnen das Sausen und Krausen und Knausen verbieten will und donnert mit greulichen Worten von der Kanzel herunter und begehret, daß sie fein ehrbarlich und sittsam wandeln wie ein Jüngferlein. Der Teufel soll mich holen — wird eine gute Rotte werden, wenn wir alle zusammenstehen, und dann sei auf deiner Hut, Mönchlein, denn derer, so wider dich sind, sind mehr denn derer, so sich an deine Rutte hängen! Und zum Tezel lauf' ich auch und verklag' dich bei dem apostolischen Regiermeister — hei, der wird dir schön das Maul stopfen und die Rutte räuchern!“

Graf Philipp legte die Hand fest um des Wütersichs Arm. „Mäßiget Euch, Meister Tobias! Unbedachte Worte redet Ihr, gleich einem Trunkenen, und des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist.“

Der Meister sah den Grafen mißtrauisch von der Seite an. „Seid Ihr auch einer von denen, so der Verführer in das Netz gezogen? Wahrlich, Ihr seid der Letzte, dem ich solche Schwachheit zugetrauet, denn frei und hell schauet Euer Auge in die Welt hinein wie eines Mannes, der aller Dinge Grund erforschet und sich von keinem Finsterling am Fädelein ziehen läßt.“

„Woher wisset Ihr, daß der Luther ein Finsterling sei?“ fragte der Graf mit scharfer Betonung. „Erleuchtet ist sein Geist zur Erkenntnis der Wahrheit; die aber, so sein Licht nicht vertragen können, damit er in ihre Sündenhöhle hineinleuchtet, die möget Ihr Finsterlinge und Nachteulen heißen.“

Meister Tobias wollte aufbrausen, aber sein Weib zupfte ihm angstvoll am Wams und flüsterte ihm zu: „Es ist unser Graf! Schweiget still!“

Diese Mahnung und Hinweisung auf den guten Mietzins, den der Graf von Kienack leistete, beschwichtigte etlichermaßen die Wut des Meisters, daß er gelassener redete; aber dabei blieb er: der Luther muß büßen; seine Feinde zu Wittenberg sollen ihm ins Handwerk fahren und der Tezel ihm den Prozeß machen.

Der Graf verließ das Haus und trat ins Freie. Er hatte in die Vesper gehen und Luther predigen hören wollen, denn nicht gern versäumte er eine dieser Predigten, welche ganz gegen die hergebrachte Sitte im Zusammenhang das heilige Vaterunser auslegten, und zwar vor einer immer überfüllten Kirche, obwohl Luther, neben aller sonstigen Arbeit, manche Tage drei-, auch wohl viermal die Kanzel bestieg. Doch nun war schon ein gut Teil Zeit verstrichen, und überdem befand sich sein Gemüt in solcher Aufregung, daß er die nötige Nachsicht nicht fand. Er wanderte also langsam nachdenklich das Gäßlein hinab durch das Glastor und erging sich ein wenig im Speß, einem Lustwäldlein unweit des Stadttors. Gern wäre er im „grünen Tannenbaum“, der dort belegenen Herberge, eingesprochen, einen Krug „Ruckel“ zu trinken, jenes berühmte Wittenberger Bier, denn er fühlte einen namhaften Durst; aber der wüste Lärm, welcher ihm aus der Herberge entgegenschallte, verleidete ihm den Eintritt. Doch trieb ihn die Neugier näher herzu, denn es war bekannt, daß hier diejenigen Studenten zusammenzukommen pflegten, denen es weniger ums Studieren zu tun war als ums Sausen und Krau-

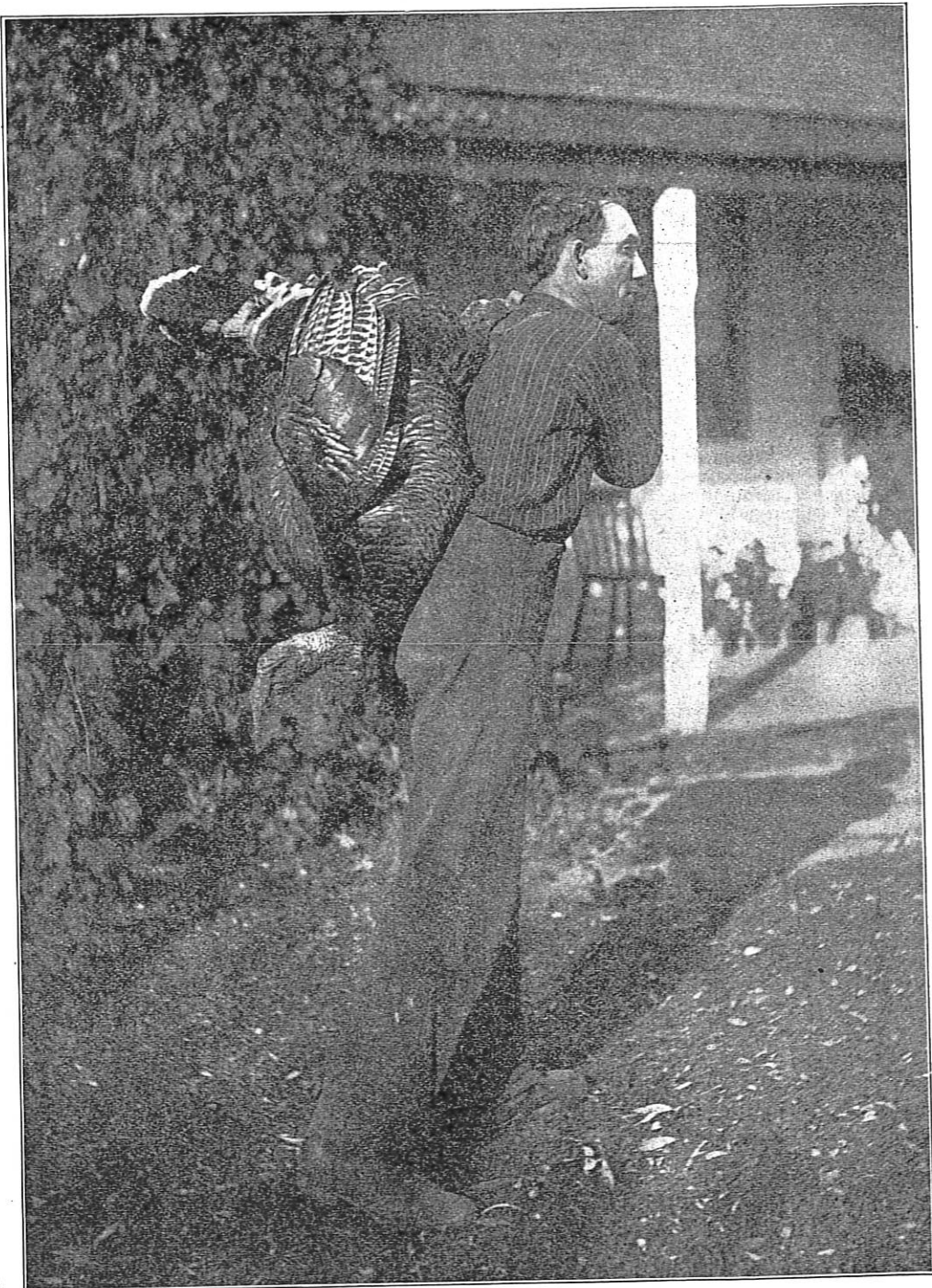
fen, die darum auch auf den Luther in allen Tonarten schimpften und die fleißigen Studenten tyrannisierten. Und richtig, wiederholt hörte der Graf aus dem wilden Gewirr der Stimmen den Namen Luther heraus, und zwar nicht in freundschaftlichem Gedenken.

Von Sorgen gequält begab er sich wieder heim und konnte die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Auch die folgenden Tage vermochte er eine gewisse Unruhe und Angst nicht zu meistern, also daß es mit dem Studieren nur mühselig fürbaß ging. Wie ein Stein lag ihm auf der Seele die Ahnung eines Unglücks für den Geliebtesten der Lehrer.

Da tritt eines Morgens seine Hauswirtin, Frau Ursula Trautwein, aufgeregt ins Zimmer: „Herr Graf, was will das werden? Mein Eheherr ist drüben in Jüterbogk beim Tezel gewesen, den Luther zu verklagen, und eben erzählen sich die Leute auf der Gasse, zu Jüterbogk auf dem Markt brenne ein groß Feuer, von Tezels Hand entzündet, und der Regermeister habe laut gerufen: „In solchen Flammen muß der Reger verkohlen, so wider der heiligen Kirche Gebot und Satzung das Lastermaul aufgetan!“ Herr Graf, gebet acht, das nimmt kein gut Ende!“ Damit rannte sie wieder zur Tür hinaus.

Der Graf stand eine Weile in tiefes Sinnen verloren. Dann griff er kurz entschlossen nach Barett und Mantel und eilte in Hast die Stiege hinab. Durch die Kollegiengasse lenkte er seine Schritte dem Augustinerkloster zu, in dessen Räumen Luther sein Losament hatte.

Auf das dreimalige Pochen mit dem hölzernen Klopfer an der äußern Eingangstür öffnete der Bruder Pfortner, nachdem er sich durch das Lugensterlein überzeugt, wer draußen stehe, und ließ den Grafen in den Hof ein. Tiefe Stille herrschte hier, nur aus der Kapelle summt ein weicher Orgelton, mit der Stimme eines messet singenden Priesters gemengt. Eine steinerne Stiege mit ausgetretenen Stufen führte zu einem gewölbten Gange mit tiefen Mauernischen und schmalen Spitzfenstern darin, die nur spärlichem Lichte Zugang verstateten. Am Ende dieses langen, kellerhaft dumpfigen Ganges



Für die Festtafel.

lag die Zelle, welche Philipp suchte. Er klopfte an die schwere, eichene, mit geschmückten Eisenbändern verzierte Tür; aber es blieb alles still.

„Sollte er nicht daheim sein?“ murmelte der Graf betrübt. Auf ein nochmaliges Pochen erscholl jedoch ein halblautes Herein, und der Graf öffnete die in den rostigen Angeln ächzende Tür. Er trat in eine enge, schmale Zelle. Auch hier ein gedämpftes, unsicheres Licht, denn ein einziges, hochliegendes, mit runden Bleischeiben versehenes Fenster ließ nur so viel Tag hereinscheinen, als sich durch die entblätterten Lindentronen des Klostergartens stahl. Es war eine Zelle wie die anderen alle, kahl und frostig, arm und unwohnlich, die würdige Behausung eines Augustiner Bettelmönchs. In der Mitte stand ein roher, eichener Tisch mit plumpen Füßen, vor dem-

selben ein alter lederner Sessel, drei kompakte, mit flatterigem Schnitzwerk an der hohen Lehne versehene Stühle, ein altes, wurmfressiges Betspult mit Kreuzförmig, ein eiserner Wandschrank mit hohen, schlangenförmig gedrehten Füßen, eine kupferne Lampe, ein Stundenlosglas, ein tönerner Wasserkrug und in der Ecke ein armseliges hölzernes Bett, das war der Hausrat eines Augustinermönchs. Und doch konnte hier nicht ein gewöhnlicher Klosterbruder hausen. Dort an der Wand das kostbare Oelgemälde mit der Namensschiffre L. R., von einer gekrönten Schlange umwunden, ein Geschenk des berühmten Malers Lu-

kas Kranach, ferner auf dem Tische und am Fußboden die Menge der Bücher und schweinsledernen Folianten, dergleichen in der Fensternische die Laute ließen einen Zellenbewohner ahnen, dem Wissenschaft und Kunst besonders am Herzen liegen mußten.

Im Hauskleide seines Ordens und überdem mit einer wollenen Decke verhüllt, da der Ofen noch kein Feuer gab, saß er am Tische, in ein Buch vertieft, und schien des Eintretenden Gruß nicht zu hören. Das „Herein“ mußte er wohl ganz unbewußt gerufen haben. (Fortsetzung folgt.)

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Für die „Abendshule“ von Dr. phil. W. B. Wagner.

(Der Verfasser, ein geborener Hannoveraner, ein angehender Siebziger (geb. 1847), hat, nach Absolvierung seiner Studien in Bonn und Göttingen, 1866 in der hannoverschen Kavallerie gegen Preußen mitgefochten und dann den deutsch-französischen Krieg als Dragonerleutnant im Heere des Kronprinzen mitgemacht. Obwohl er darauf nach Amerika kam und hier Bürger wurde, ist er doch als Korrespondent für Wiener und deutsche Blätter in allen seitherigen Kriegen von Bedeutung auf den Schlachtfeldern gewesen, im russisch-türkischen Kriege 1877—78, besonders vor Plevna, im bosnischen 1878—79, im Sudan im Kitgerner-Feldzuge, auf Cuba im spanisch-amerikanischen Kriege (bei General Shafers Armee), im russisch-japanischen Kriege (bei General Nogis Armee, zu Port Arthur und Mukden), und in beiden Balkankriegen, 1912 und 1913, auf türkischer Seite. Er spricht türkisch, japanisch, französisch, englisch und deutsch. Ueber zwei Jahre lang hat er nun auch als Korrespondent den Weltkrieg an beiden Fronten mitgemacht und ist oft in Erfüllung seines Berufes zu Pferde hinter der Feuerlinie und vor den Kanonen im Gefecht einhergeritten. Sein sachliches Urteil ist daher von hohem Belang. — W.)

Als ich neulich nach mehr als zweijährigem Aufenthalt an den verschiedenen deutschen Fronten nach Amerika zurückkehrte, drängte sich mir sehr bald die Ansicht auf, daß, dank der infamen anti-deutschen Lügenberichte, nur ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung annähernd richtig über die Kriegslage zu urteilen versteht.

Wohl weiß man, daß Deutschland überall gesiegt hat, daß nirgends, mit Ausnahme der wenigen Quadratkilometer im südlichen Elsaß, ein Feind auf deutschem Boden steht, und daß die Deutschen kolossale feindliche Gebiete fest in der Hand halten. Ueberall aber wurde ich gefragt: „Ist es denn möglich, das Deutschland gegen eine solche Uebermacht siegreich ankämpfen und aushalten kann?“ Auf Schritt und Tritt begegnete ich kleinlauten Leuten und Wiesmachern, unter ihnen leider auch viele Deutschamerikaner, die sich zu den Gebildeten rechnen.

Nicht für eingekleidete Nativisten, sondern lediglich für meine zaghaft gewordenen deutschamerikanischen Mitbürger will ich nachfolgend die heutige Kriegslage beschreiben. Ich muß vorausschicken, daß die Mittelmächte, wie auch die Alliierten — aus naheliegenden Gründen — niemals die Stärke ihrer Streitkräfte an irgendeiner der Fronten bekannt machten, und daß auch ihre Zeitungen nicht darüber berichten durften. Ueberhaupt wurden bis zum 1. Juni dieses Jahres die Kruppenkörper der Mittelmächte so oft verschoben, daß nur die oberste Heeresleitung wissen konnte, wie groß die Stärke an den verschiedenen Fronten war. Seitdem aber die allgemeine Entente-Offensive eingeleitet war, wurden an der Westfront nur kleine Verschiebungen vorgenommen, und selbst im Osten wurde nur wenig umgruppiert. Als Rumänien in den Krieg eintrat, wurde die Armee Falkenhayn aus 8 Divisionen gebildet, von denen 3 der Gruppe des Prinzen Leopold und 5 der des Erzherzogs Karl Franz Joseph entnommen waren, für die aber sofort durch neue, aus dem Inlande herbeigezogene Formationen Ersatz geleistet wurde. Die Armee Macdens bestand bis ganz vor kurzem aus 4 bulgarischen, 1 türkischen, 1 deutschen Division und 3 österreichischen 30-Centimeter Motor-Batterien. Inzwischen werden die herbeigeordneten 6 neuformierten deutschen Divisionen mit schwerer Artillerie und starken Pionierabteilungen in der Dobrudscha angekommen sein, so daß Rumänien wahrscheinlich gar bald von Norden wie von Süden eingequetscht sein wird.

Ueber die Streitkräfte der verschiedenen Mächte läßt sich etwa folgendes sagen. England hat gegen 4,000,000 Mann unter Waffen. Davon sind, den besten Schätzungen zufolge, 1,250,000 in England, 850,000 in Ägypten, in Saloniki und Griechenland 150,000 und, wenn diese Schätzungen zutreffen, etwa 1,750,000 in Frankreich. Da die Engländer dort nur eine Kampflinie von 110 Meilen halten, auf welcher ihnen weniger als 500,000 Deutsche gegenüberstehen, so überwiegen sie diese an Zahl hier um mehr als das dreifache. Die Franzosen haben gegen 4,000,000 Mann im Felde, und weil ihre Armee in Saloniki nicht über 220,000 Mann beträgt, so stehen an der Westfront Franzosen und Engländer in einer Ge-

samtstärke von 6,000,000 Soldaten. Deutschland hat nicht die Hälfte dieser Zahl dort. Wie steht es indes mit Rußland? Alliierte Blätter erzählen, Rußlands Soldatenmaterial sei unerschöpflich. Dem ist nicht so. Zwar ist kein Zweifel, daß Rußland noch 6,000,000 Mann ins Feld stellen kann, aber selbst wenn diese von Amerika und Japan mit allem Bedarf ausgerüstet würden, sind sie doch noch weit davon, gute moderne Soldaten zu sein. Italien hat angeblich 3,500,000 Mann in Dienst, davon sollen über 2,000,000 an seiner nordöstlichen Front stehen, denen weniger als 800,000 Oesterreicher die Stange halten. Von den Rumänen fassen britische Angaben, sie könnten 800,000 bis 1,000,000 Soldaten ins Feld stellen, das ist aber nicht wahr, sondern die rumänische Armee zählt etwa 450,000 Mann, zu der höchstens 150,000 hinzukommen, vorausgesetzt, daß sie bewaffnet werden können. Die Rumänen haben Krupp-Kanonen und Manlicher Gewehre, aber nur Munition auf drei Monate. Wenn von Saloniki her kein Durchbruch erfolgt, und das ist kaum noch zu erwarten, so können Frankreich und England sie nicht ausrüsten, und die Russen haben selber nicht genug Waffen. Serbiens Heeresstärke beziffern sich kaum mehr auf 100,000 Mann. Alles in allem verfügen sonach die Alliierten über eine Gesamtstärke von 22,000,000 Mann, von denen die Russen 12,000,000 Mann gestellt haben.

Die vielgeschmähte deutsche Heeresmaschine ist aber heute noch die beste und stärkste. Die deutsche Heeresarmee zählt gegen 8,000,000 Kämpfer; von ihnen stehen etwa 3,000,000 an der West- und 4,000,000 an der Ostfront, in den besetzten Gebieten Rußlands und des Balkans 750,000 und 1,250,000 in Deutschland, des Rufes gewärtig. Am 15. August sollten 500,000 von letzteren zur Front abgehen, die aber durch Einstellung der Rekruten von 1917 wieder mehr als ersetzt werden. Oesterreich hat 3,500,000 Mann im Felde, die Türkei über 800,000, Bulgarien 450,000. Vor allen Dingen aber hat Deutschland noch 25,000 gut geschulte Offiziere zu Hause, und gute Offiziere sind heute im Kampfe die Hauptsache — an denen fehlt es aber allen Alliierten —, und auch noch über 380,000 gut geschulte Soldaten im Alter von 45 Jahren, die dem Landsturm angehören.

Die deutsche Front von Riga bis Kobel ist nicht nur ungeschwächt, sondern verspricht in nächster Zukunft, wenn der gefrorene Boden einen Vormarsch durch die Moskino-Sümpfe ermöglicht, einen ausschlaggebenden Erfolg für die deutsche Waffe. Das muß in erster Linie hervorgehoben werden: denn ein großer Sieg über Rußland und Rumänien ist eine Vorbedingung für einen baldigen Frieden. Alle Wahrscheinlichkeiten sprechen für einen solchen Sieg. Die Russen haben bereits ihre Hauptstärke verloren, und wenn sie auch noch immer über reichlich Menschenmaterial verfügen, so fehlt es doch an der nötigen Ausrüstung. Archangel kommt für die nächsten 7 Monate nicht mehr in Betracht, und amerikanische Zufuhren via Wladivostok, sowie japanische via Vaital-See, werden nicht genügen, auch nur eine halbe Million neuer russischer Rekruten selbst gemäß zu versorgen.

Die Sachlage an der Westfront ist hier ziemlich gut bekannt.

Das sich immer mehr verblutende Frankreich wird noch eine Zeitlang tapfer und verzweifelt weiterkämpfen, kann aber, weil es seine großen Verluste nicht ersetzen kann, keine ausschlaggebende Gefahr für Deutschland bilden. In 3½ Monaten mit Verlust von einer Million Mann nichts weiter zu erreichen als den Deutschen einige zerstörte Dörfer abzunehmen, ist denn doch eine zu kostspielige Sache, um lange fortgeführt zu werden. Trotzdem müssen wir damit rechnen, daß Engländer und Franzosen die Westoffensive noch eine Zeitlang aufrecht halten. Das sind sie den anderen, zur Offensive besonnenen Alliierten schuldig. Deutschland kann das nur recht sein; denn gegen so enorme Verluste der Gegner spielt der Raum weniger Meilen durchaus keine Rolle.

Von General Liman v. Sanders hat man schon lange nichts gehört. Wie kommt das? Wäre er an der Kaukasus-Front, so würden wir es wissen. Seine Armee, die fünfte türkische, ist teilweise an der russischen und teilweise an der rumänischen Front. Hinreichend Kriegsmaterial für die bisher bestehende türkische Armee von etwa 800,000 Mann war bereits am 30. April via Adrianopel angekommen. Dennoch haben seitdem die Ausrüstungszufuhren von Deutschland und Oesterreich eher zu- als abgenommen. Daß die Türkei genügend tüchtiges Menschenmaterial besitzt, um mehr als 2,000,000 Soldaten aufzustellen, ist bekannt. Wenn nun auch von Seiten der Mittelmächte und ihrer Verbündeten nicht ein Wort gesagt worden ist, so ist es denn doch nur logisch, anzunehmen, daß augenblicklich in der Türkei eine große Armee in Ausbildung begriffen ist.

Man kann mir erwidern, daß ich für eine solche Annahme nicht den geringsten Beweis aufzubringen vermag. Das gebe ich zu. Aber wenn man bedenkt, daß die Mittelmächte nicht ohne sehr triftige Gründe enorme Quantitäten kaum zu entbehrender Kriegsmaterialien nach der Türkei senden, nachdem bekannt ist, daß die soweit bestehende Armee von 800,000 Mann bereits hinreichend versorgt ist, und ferner in Betracht zieht, daß Liman v. Sanders, der große Armeeorganisator, sich schon seit langer Zeit an keiner Kriegsoperation beteiligt hat, so muß meine Annahme, daß zur Zeit eine neue türkische Armee in Ausbildung begriffen ist, nicht kurzweg von der Hand gewiesen werden.

England ist Deutschlands Hauptfeind, und ihm ist gerade am schwersten beizukommen. Selbst wenn die englischen Truppen aus Frankreich vertrieben würden, was denn doch in weiter Ferne zu liegen scheint, so kann England, infolge seiner Stärke zur See, ganz allein den Krieg noch eine geraume Zeit fortsetzen. So lange Deutschland Belgien festhält, ist die dominierende Stellung Englands allerdings so wie so vernichtet; aber den Todesstoß kann es nur durch den Verlust Ägyptens erhalten. Das ist anerkannte Tatsache, und eben die Besitzergreifung Ägyptens hat den Deutschen immerwährend vorgehängt. Da Deutschland nicht imstande ist, erhebliche Streitkräfte nach dem Suez-Kanal zu senden, solange es

an allen Fronten übermäßig stark engagiert ist, so ist es leicht verständlich, daß es alles aufbietet, um eine starke türkische Armee für diesen Zweck bereit zu machen.

Ueber Italien brauche ich nur wenige Worte zu verlieren. Nach 15monatlichen Kämpfen und zu einer Zeit, als Oesterreich stark von den Russen bedrängt wurde, ist es den Italienern gelungen, das hart an der Grenze liegende, zusammengefloßene Städtchen Görz zu nehmen. Das ist von sehr geringer Bedeutung, denn der Weitermarsch nach Triest wurde ihnen dadurch nicht erleichtert. Die ganze übrige österreichisch-italienische Front liegt im Bereich der Südalpen, wo Frost bereits eingesetzt hat. Cadorna hat daher wieder Gelegenheit, seine bekannten Wetterberichte fortzusetzen.

Die amerikanischen Zeitungen machen viel zu viel Aufhebens von der angeblichen Superiorität der Entente. Daß die Alliierten doppelt so viele Soldaten ins Feld stellen können als die Mittelmächte, unterliegt keinem Zweifel. Aber nicht die Quantität, sondern die Qualität wird den Ausschlag geben. Rein militärischer Sachverständiger wird behaupten wollen, daß die neuen russischen Truppen den Deutschen ebenbürtig sind, selbst wenn sie ebensogut ausgerüstet wären. Und die Engländer? Ihre persönliche Tapferkeit ziehe ich nicht in Frage. Als moderne Soldaten aber sind sie eben nur ein vorzüglich bewaffneter und ausgerüsteter Pöbelhaufen. An unbefangenen Gehorsam sind sie nicht gewöhnt, die Ausbildung ist mehr als mangelhaft, und, was das schlimmste ist, sie haben weder gute Offiziere noch Unteroffiziere. Woher sollten sie die wohl haben? In wenigen Monaten, oder selbst in ein bis zwei Jahren, können Offiziere nicht gemacht werden. Daher kommt es auch, daß die Engländer an der Somme-Front trotz dreifacher Ueberzahl und ununterbrochener Aufopferung unzähliger Menschenleben nur einen ganz unbedeutenden Gewinn erzielen konnten.

Ich war im November und Dezember 1914 am Oser-Kanal, im Laufe des vorigen Jahres wiederholt in Flandern und erst vor zwei Monaten, wenn auch nur drei Tage, an der Somme. Niemals habe ich deutsche Offiziere die Engländer loben gehört, während sie den Franzosen immer volle Anerkennung zollten. Nur durch Verschwendung ungeheurer Munitionsmengen und unerhörter Aufopferung von Menschen war es ihnen möglich, hin und wieder kleine Erfolge zu erzielen.

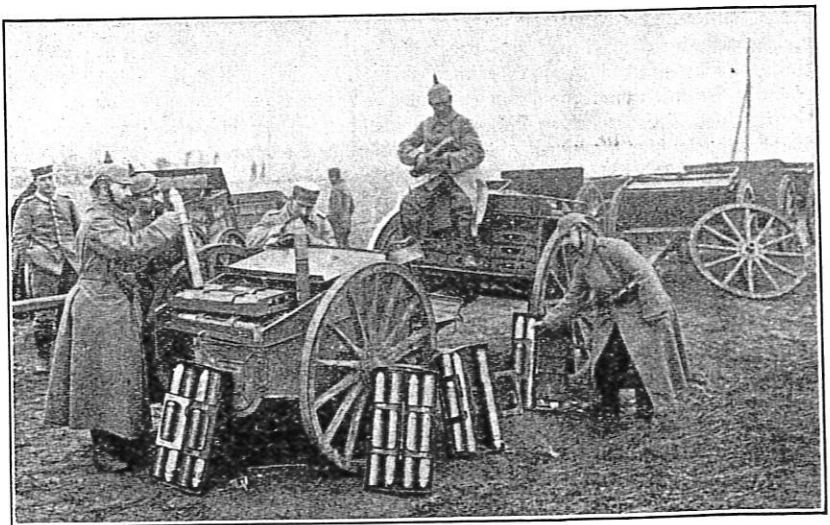
Mit großen Worten und aufgeblasenen Zeitungsartikeln werden keine Siege gewonnen. Solche Amerikaner, die den Sieg der Entente herbeiwünschen, müssen eben warten, bis die Deutschen aus allen eroberten Ländern herausgeworfen und in Deutschland selbst besiegt sind. Dann können sie triumphieren nach Herzenslust. Gott sei Dank, das werden sie nicht erleben! Soweit sind die Deutschen Sieger, und ich habe keine Angst, daß sie es nicht bleiben werden. Zum Schluß rufe ich den wohlmeinenden, aber zaghaften Deutschen Amerikanern die großen Worte Bismarcks ins Gedächtnis: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt!“

Deutsche Waffen- und Beutesammelstellen im Felde.

Eiserne Disziplin und altpreußische Sparsamkeit beherrschen in diesem gewaltigen Völkerringen die deutsche Armee wie nie zuvor. Auch im Kleinsten zeigt sich nunmehr Deutschlands Größe, an keiner Stelle wird die Wachsamkeit und Sorge für den geringfügigsten Gegenstand vernachlässigt; man möchte sagen: kein Knopf geht in diesem Kriege unnötig verloren.

Jeder Kampfplatz muß sogleich nach beendeter Aktion aufgeräumt werden. Da gibt es Gefallene wieder zu erkennen, Verwundete zu bergen, verstreute Waffen zu sammeln, die Beute fertig zum Abtransport zu schichten. Das Chaos muß so rasch wie möglich beseitigt werden.

Zunächst werden die zusammengekauften militärischen Ausstattungsgegenstände auf Autos gepackt und über die Etappen sofort zur nächsten Bahnstation befördert. Dort verlädet man sie ohne Verzögerung in Gepädwagen. Die großzügigste Internationale herrscht in solch einem engen Raume. Da liegen Gegenstände nebeneinander, von denen die einen vielleicht in London oder Paris, Pittsburgh



Erbeutete Munition wird gesammelt.

oder New York, die anderen in Berlin, Essen, Wien oder Budapest hergestellt wurden. Waffen ruhen friedlich Seite an Seite, die sich im wütenden Nahkampfe gekreuzt haben. Könnten sie reden, all diese stummen Dinge, erschütternd und unerhört würde es sein, was sie von ihren Erlebnissen zu erzählen hätten! Wände würde es füllen voll blutiger Tragik, voll echter, unverfälschter Weltgeschichte!

Welch ein Anblick, wenn die verladenen Sachen auf einer dertschen Station in gewaltigem Sturze aus einem Waggon auf den Bahnsteig niederfallen! Sind auch die leuchtenden Farben der früheren preussischen Uniformen dem schlichten Feldgrau gewichen, Sturm und Wetter, Sonnenbrand und nicht zuletzt die Pluttauße haben den Stoffen feine, besondere Effekte verliehen. Die Felle der Tornister schillern neben dem düsteren Schwarz der französischen sacs; rote Hosen leuchten, Trompeten klingen; malerisch glitzern Helme, Säbel, Bajonette, Blechboxen, Maschinengewehre. Die zusammengepackten Uniformen türmen sich zu Bergen; sich mit ihnen zu schaffen zu machen, bedeutet ein gefährliches Unternehmen, denn reges Leben herrscht in diesen stummen Zeugen ernster Stunden: die Laus treibt darin ihr geschäftiges Wesen, und der Bazillus

gen Böden getrocknet und an die Bekleidungsämter abgeliefert, ohne weitere Instandsetzung, die erst später erfolgt, und zwar gründlich. Zu vielen Hunderten stehen dort die Stiefel: jeder könnte eine Geschichte erzählen vom Heldentum seines Trägers, von endlosen Märschen durch Morast, Sumpf oder maßelnden Sand, vom Aufenthalt in feuchten Schützengraben. So manche Stiefelspitze ist von einem Granatsplitter fortgerissen, unzählige Schäfte sind von Kugeln durchlöchert, und das Leder ist durch den Einfluß der Nässe verhärtet. Und nun erst die Helme! Ihrer Spitzen, Adler, Sturmriemen beraubt, tragen sie sämtlich „ehrenvolle“ Verbeulungen; manche sind völlig platt gedrückt. Auch Frankreichs „Stahlhelme“ zeigen kräftige Marken von Angriff und Widerstand.

In diesen reichgefüllten Beutesammellstellen herrscht streng „des Dienstes immer gleich gestellte Uhr“; es werden Tag- und Nachtschichten gemacht, zweimal zehn Stunden täglich. Das Personal verfügt über besondere Anzüge für „reine“ und „unreine“ Räume und ist verpflichtet, nach getaner Arbeit ein Brausebad zu nehmen.

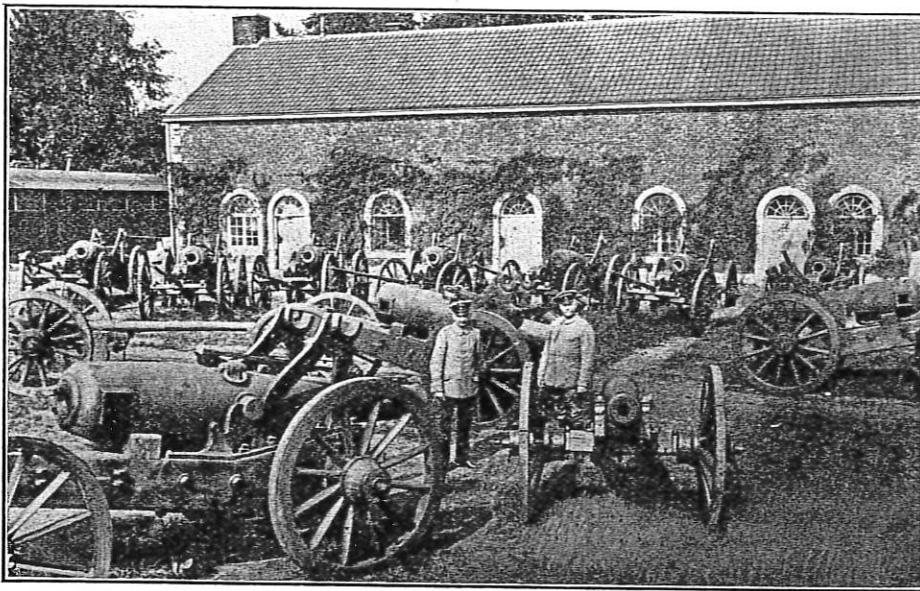
Der Anblick aufgestapelter Musikinstrumente mit ihren seltsamen Formen bietet oft ganz überraschende Effekte. Ebenso die Sammlungen von Maschinengewehren und Trommeln fremdländischer Herkunft. Welche Formen und

Farben zeigen sich da! Alte, malerische Stücke mit köstlichem Schnur- und Troddelbehang; diese Trommeln und Blasinstrumente hätte der alte Malerfürst Menzel sehen müssen! Tag und Nacht wäre er nicht fortzubringen gewesen. Welche Reflexe hätte er allein aus den Trommeln herausgeholt! Jeder Knoten in der Verwicklung wäre ihm wichtig erschienen. Die Beute muß auch aufs sorgfältigste bewacht werden. Viele Neugierige umschleichen die blühenden Stapel.

Im ganzen genommen bedeutet es eine mühselige und peinliche Arbeit, die Beute wieder felddienlich zu stellen, all ihre Schäden auszubessern, die Flecken und unliebsamen Bewohner davon zu entfernen. Aber ein gewaltiges Kapital wird dem Vaterlande erspart durch die Sorgfalt, mit der deutsche Hände bemüht sind, zu sammeln, zu reinigen, „auf neu“ zu arbeiten. Dreißig, viermal wandert der nämliche Gegenstand hinaus in Fein-

desland, genau wie die tapferen deutschen Verwundeten, die den Augenblick nicht erwarten können, bis sie wieder „draußen“ ihre Pflicht tun dürfen.

Die „Kriegsbeute“, das heißt die fremdländischen Uniformen, Armierungsfüße, Trommeln und Blasinstrumente, die so manchem den frühen Tod verkündeten, diese Helme, Kitrassen und Ausbläser, diese Gasmasken, diese Geschütze, bei denen die feindliche Kugel oft haarfahrig durch den Lauf hindurchging, diese heimtückischen Fußangeln, die, zu Boden geworfen, stets einen Dorn nach oben fuhren und dem ahnungslos darauf Tretenden schwer die Sohle verletzten, die kleinen Apparate zur Herstellung der fluchwürdigen Dumdumgeschosse, die Englands schmachbeladene Krämerjeele sich nicht entblödeten auf Menschen loszulassen — all diese Dinge werden, zu Trophäen zusammengestellt, später die großen Anziehungspunkte der Zeughäuser bilden. Und in hoffentlich nahen Friedenszeiten werden diese Trophäen eine gewaltige stumme Sprache reden von unüberwindlicher Tapferkeit, von blutbesiegelter Treue gegen Kaiser und Reich, von nimmermüdem Ausharren in Gefahr und Tod, von niederzwingender Kühnheit — die Sprache, die Deutschland gesprochen hat unterm Donner seiner Geschütze, sich behauptend gegen ein Meer von Feinden. Das walte Gott!



Eroberte feindliche Festungsgeschütze.

sucht sich auszubreiten. Penetrante Gerüche steigen auf, falls nicht draußen im Felde die abgezogenen Pferde- und Rinderhäute genügend eingesalzen wurden. In den Waggonen liegen meist die gesamten Vorräte unsortiert durcheinander. Aber all diese Trümmer müssen doch zum Heile des Vaterlandes wieder Auferstehung feiern.

Von der Beutesammellstation aus wird der ganze Segen in ausgedehnte Sortierräume gebracht. Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände, an denen sich Lederteile befinden — sämtliche Uniformknöpfe sind ja auf Lederstückchen befestigt — werden in mächtige Desinfektionströge geworfen, allwo sie in etwa zwei Stunden in einer fünfprozentigen Lösung von Kresolseife liegen bleiben. Wäsche und sonstige Baumwoll- oder Leinenstücke gehen durch Heißluftapparate, um alles, was da krecht und flucht, sicher zu vertilgen. Zivil-Dampfwäschereien übernehmen es sodann, die der Körperbekleidung dienenden Sachen noch vollends zu säubern, während Weiblein aller Art, alte und junge, sich bereit halten, die Ausrüstungsgegenstände nach der Desinfektion zu waschen und blank zu reiben. Die Tornister werden besonders liebevoll behandelt. Deutschlands Sauberkeit und Akkuratheit betätigt sich auch in diesen Nebendingen der Kriegsführung aufs glänzendste.

All die geringsten Gegenstände werden nunmehr auf geräumi-





Danktags-Vorfreude.



Deutsche Frauen bei der Kartoffelernte im Kriegsjahre.



Die Kartoffel.



Eine dankenswerte, mit jedem Jahre für die zivilisierte Welt in volkswirtschaftlicher Bedeutung wichtiger werdende Knollenfrucht ist die allbekannte Kartoffel. Können wir uns doch kaum mehr eine volle Mittagstafel vorstellen, auf der nicht eine Schüssel dampfender Kartoffeln neben dem Braten erschiene, und wie oft fehlen sie auch morgens und abends in Gestalt von Bratkartoffeln oder Kartoffelsalat nicht auf unsern Tischen! Ganz recht hat der deutsche Dichter:

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Maafter,
Verdau'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

In diesem Jahre werden die „Erbäpfel“ und „Krumbeeren“, wie man sie auch nennt, hüben und drüben voraussichtlich noch eine größere Rolle spielen als sonst. Etwas beklemmend klang die Nachricht aus Berlin, daß die heurige Kartoffelernte des Deutschen Reiches doch nicht ganz so groß sei, wie erwartet wurde; beruhigend aber wirkte alsbald wieder die Aufklärung des „Nährvaters“ Batocki im deutschen Reichstage, daß infolge einer geringeren Menge Saatkartoffeln vom Vorjahre die diesjährige Kartoffelernte allerdings, was Menge betrifft, etwas hinter den Erwartungen zurückbleibe, während die Knollen vorzügliche Güte aufweisen, und daß daher von Regierung wegen jetzt schon für genügend Saatgut auf das nächste Jahr gesorgt werde. Mit den Kartoffeln wird also Deutschland immerhin recht haushälterisch umzugehen haben. Das will aber für die Deutschen etwas heißen, denn sie verwenden ja die Kartoffel zu ungleich mehr Zwecken als wir Amerikaner. Wir werden die Knollen indes wohl auch noch in ausgedehnterem Maße benutzen müssen, hat doch bereits die Regierung durch das Ackerbauamt die Bürger angesichts der starken Weizen- und Mehlausfuhren und der dadurch vermehrten Brotteuerung offiziell auf die Vorzüge des Kartoffelbrotes aufmerksam gemacht und gerühmt, es halte sich besser als reines Weizenbrot,

sei sehr gesund und schmecke prächtig! Hm! Dann schmecken sonach, während die Allierten unser Weizenbrot genießen, uns die Kartoffeln besonders gut? Hierzu kommt, daß auch in Amerika die heurige Kartoffelernte keine so große war wie in den letzten Jahren, und die Knollen sind demgemäß kostspieliger. Daher konnten denn auch neulich, als der große Eisenbahnstreik drohte, in mehreren Großstädten, sobald die Bahnen kein Frachtgut mehr entgegennahmen, die Kartoffeln flugs von gewissenlosen Nahrungsmittelwucherern bis auf \$2.50 den Bushel in die Höhe getrieben werden. Das war schon nicht mehr schön!

Was hat aber doch die Kartoffel im Vergleich mit andern Feldfrüchten in der zivilisierten Welt so rasch eine allgemeine Volkstümlichkeit und wirtschaftlichen Wert erlangt! Sie stammt ja, zur Familie der Nachtschatten-Gewächse gehörend (*Solanum tuberosum*), wahrscheinlich aus Südamerika, im besonderen aus den höher gelegenen Gebieten Perus und Chiles; doch auch andere Teile Südamerikas, Zentralamerika und Mexiko werden als die Heimat dieser Knollenfrucht genannt. Ueber die Wege, auf denen sie von hier nach Europa und dann später von dort wieder nach Nordamerika gelangte, gehen die Ansichten auseinander. Zunächst kam sie, und zwar erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nach Spanien und Italien, zur selben Zeit aus Virginia, wohin sie durch die Spanier gebracht worden sein soll, durch Walter Raleigh nach Irland und durch Francis Drake nach England. Wer die Kartoffel zuerst in Deutschland, das seit Jahren das bedeutendste Kartoffelland der Erde geworden ist, angebaut hat, ist nicht sicher bekannt, wohl aber dürfte feststehen, daß dies ebenfalls gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschah. Aber die hervorragende Bedeutung eines landwirtschaftlichen Kulturgewächses ersten Ranges gewann die Kartoffel merkwürdigerweise nicht damals, sondern erst nach fast zwei Jahrhunderten, nämlich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nachdem man in ihr eine Erzeugerin großer Mengen wertvollster Nahrungsmittel er-

kannt hatte. Und dann trat sie ihren Siegeszug durch die Welt hin an und ist von Jahr zu Jahr als Volksernährungsmittel und Viehfutter wichtiger und bedeutungsvoller geworden. Weizen, Roggen, Gerste und Hafer sind alte Kulturgewächse, die Kartoffel dagegen zählt erst seit etwa 140 Jahren zu den allgemeinen Nahrungsmitteln von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Daß sie in Irland und Amerika den Namen erhielt "Irish potato", hat wenig zu sagen — Irland erzeugt sehr geringe Mengen von Kartoffeln. Den deutschen Namen „Kartoffel“ leitet man ab vom italienischen Worte „Tartufo“, Trüffel, mit der die Knolle, auch wegen ihrer Entwicklung im Boden, Ähnlichkeit hat.

Im Deutschen Reiche ist die Kartoffel nächst dem Roggen und dem Hafer das wichtigste landwirtschaftliche Gewächs, zumal in der Kriegszeit. Das ergibt sich schon aus ihrem Anteil an der Ackerfläche: während dieser beim Roggen 23½, beim Hafer 16½ Prozent beträgt, folgt die Kartoffel an dritter Stelle und nimmt 12½ Prozent der gesamten Ackerfläche ein. In keinem andern Lande der Erde ist ihr Anbau so ausgedehnt. Für Großbritannien und Irland beträgt der Anteil an der Ackerfläche für die Kartoffel nur 1.8 Prozent, für Oesterreich und für Frankreich je 4.2, für die Niederlande 5, für Rußland nur 0.8 Prozent. Begründet ist der ausgedehnte Kartoffelbau in Deutschland in verschiedenen Umständen. Die Kartoffel liefert vor allem von der Flächeneinheit (Hektar, Acre) so bedeutende Mengen unmittelbar verwertbarer, für Menschen wie Tiere geeigneter Nahrungstoffe wie kein anderes Bodengewächs; ferner gedeiht sie besonders gut auf den leichteren, sandigen Böden, die in Deutschland stark vorherrschen, und endlich verstehen es die Deutschen auch, die Kartoffel besonders viel zu verwerten. Nicht nur die Bodenfläche für Kartoffeln ist daher in Deutschland von Jahr zu Jahr vergrößert worden, sondern unter der intensiven Bodenbewirtschaftung sind auch die Erträge fortbauend gestiegen. Der Gesamtertrag an Knollen

belief sich im Durchschnitt des Jahrzehnts 1906 bis 1910 jährlich auf rund 450,000,000 Doppelzentner, was, wenn man den Wert eines Doppelzentners nur zu 3 Mark veranschlagt, einem Erlös von 1,350,000,000 Mark entspricht, gegen 250,000,000 Doppelzentner im Jahrzehnt 1886 bis 1890 im Werte von 750,000,000 Mark.

Dagegen betrug die Höchsterte an Kartoffeln in den Vereinigten Staaten (im Jahre 1914) 405,921,000 Bushels; dies Jahr ist die Kartoffelernte um 100,000,000 Bushels geringer ausgefallen. Aber

auch hierzulande hat der Kartoffelbau einen großen Aufschwung im Laufe der letzten Jahrzehnte erlebt. Im Jahre 1866, nach dem Bürgerkriege, wurden 1,069,381 Acres mit der Knollenfrucht bestellt, 1906 dagegen bedeckte die Staube nicht weniger als 3,013,150 Acres; 1866 war der Ertrag 107,200,976 Bushels, im Jahre 1906, also 40 Jahre später, 308,038,382 Bushels. Die bedeutendsten Kartoffelstaaten unseres Landes sind New York, Michigan und Wisconsin. Schon aus diesen wenigen Ziffern ist aber ersichtlich, welch ein „Magenpflaster“ die Kartoffel auch in unserem Lande geworden ist. Ernägt man, daß z. B. die gesamte Roggenernte des Landes nicht den Wert hat, den der eine Staat New York allein aus der Kartoffelernte gewinnt, so wird dies klar genug einleuchten.

Der nutzbare Teil der Kartoffelpflanze, die Knolle, ist nicht, wie mancher wohl glaubt, eine Wurzel oder ein Wurzelteil, sondern sie bildet sich an einem allerdings in der Erde wachsenden kurzen Stengel, einem Ausläufer, dem sogenannten Stolo, aus. Von einem der nach oben wachsenden grünen Hauptstengel der Pflanze zweigen sich nach unten, in die Erde hineinwachsend, die Stolonen ab, an deren Ende sich die Knollen bilden. Wurzeln besitzt die Pflanze außerdem, und zwischen Wurzel und Stolo besteht der Unterschied, daß jene die Fähigkeit hat, Stoffe aus dem Boden aufzunehmen, wie solche auch der Stengel aus der Luft entnimmt, dem Stolo aber geht diese Fähigkeit ab, und jene beiden führen sie ihm und der Knolle zu.

Die Zahl der Sorten ist unter den Kartoffeln eine sehr große, sie beträgt viele hundert, und an ihrer Hervorbringung haben sich deutsche und auswärtige Züchter mit großem Erfolge beteiligt. Neue Sorten entstehen in der Art, daß man unter Anwendung bestimmter Kunstgriffe den Blütenstaub der einen Sorte auf den Fruchtknoten der Blüte einer andern Sorte überträgt. So entstehen die Samen, die, im nächsten Frühjahr ausgesät, zunächst nur kleine Knollen erzeugen. Diese



Er bringt „ne Load“ Kartoffeln vom Felde.



Gar mancher Sack Kartoffeln zum Acker.

werden in den folgenden Jahren in gewöhnlicher Weise aus-
gepflanzt und dann — darin besteht eine weitere wichtige Arbeit
des Züchters — auf ihre guten Eigenschaften genau geprüft.
Sowohl die äußere als auch die innere Farbe der Kartoffeln ist
verschieden, wie denn auch ihr Wohlgeschmack. Es gibt weiße,
gelbe, bläuliche, rötliche Kartoffeln. Auch die Blüte der Staude

Sie gibt aber auch wieder Menschen und Tieren reiche
Nahrung. Fürwahr, ohne die Kartoffel könnte die heutige
Welt kaum auskommen! Sie ist das Leibgericht ungezählter
Millionen, zumal auf dem Tische der Armen, und nicht weni-
gen ist ein knuspriger deutscher Kartoffel-Pfannkuchen noch ein
Extra-Leibgericht. w.

◆◆ Apfelwein. ◆◆

Zur Feier des Danktages kommt auf mancher duftenden Tafel
auch ein Gläschen Cider oder Apfelwein zu Ehren. Ist der-

selbe doch gerade eine besonders wohlgeschmeckende und herzer-
freuende Gabe der schönen Herbstzeit!



Apfelweinbereitung und Apfelweinprobe.

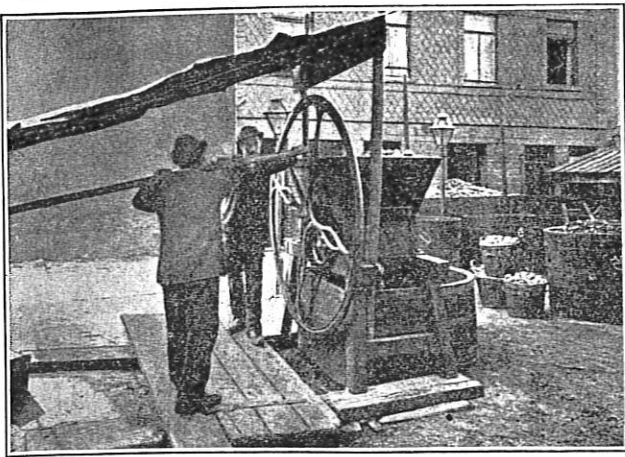
Schön ist der Herbst, zumal wenn
er eine Fülle goldenen Obstes besichert.
Was läßt sich da nicht alles schmecken
und genießen! Wohl dem, der einen
guten Obstgarten hat, — und wer kei-
nen hat, wie gern stimmt der doch dem
Dichter Uhland zu:

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich längst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schilb
An einem langen Aste!

Ist das nicht eine goldene Jugend-
zeit, wie sie die Kinder auf beigegebenem
Wilde genießen? Süßen Apfel-
wein darf auch das kleine Mariechen sich
einfüllen und dem Bruder Heinrich ei-
nen „Schmed“ davon geben, den darf
die kleine Lina kosten, und desto munter
füllt die größere Anna die Mühle
oder Presse, deren Kurbel der älteste
Bruder, Karl, fröhlich dreht. Und da-
bei sind sie im Obstgarten — ein schö-
neres Plätzchen gibt's gar nicht.

Gast jede Beerenart und gar viele
Obstarten sind verwendbar für den
Obst- oder Fruchtwein. Vorzüglich
Obstwein läßt sich von Johannisbeeren
herstellen. Man kann die roten, weißen
und schwarzen verwenden, muß sie aber
gut reifen und nach der Ernte auf Hau-
sen oder in Körben noch einige Tage

weiß,
blau=
offel
ngen
aber
elich
an=
vas
daß
be=
it=
in
te=
nd
ge
sit
G,
in
L=
L=
B
=
,
:



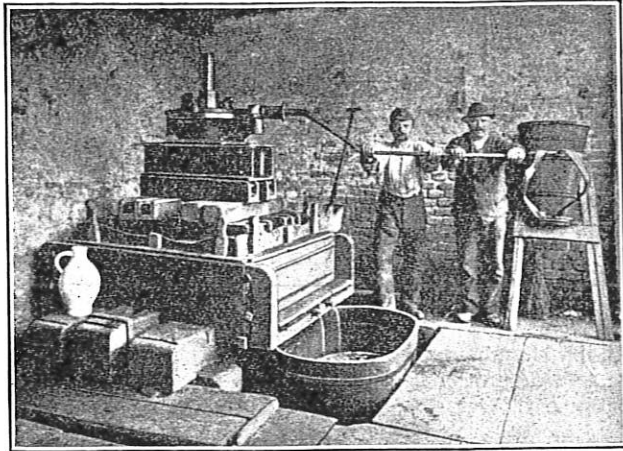
Apfelmühle mit Handbetrieb.

nachreifen lassen, worauf man sie zerquetscht, mit Zucker vermischt und vergären läßt. Ausgezeichneten Wein liefern in gleicher Weise die Stachelbeeren. Kirschwine ist mehr fade, auch nicht sehr haltbar; man mischt daher zur Weinbereitung am vorteilhaftesten die Kirschen einer anderen Obstart bei. In Polen bereitet man aus Kirschsafft und Honig den „Wischniak“ und aus Himbeer-safft und Honig den „Malinnik“. Heidelbeertwein hat in Deutschland eine weite Verbreitung gefunden und wird in Krankenhäusern mit Erfolg benutzt, ebenso wie hier vielfach der sehr stärkende, magenkräftigende Brombeertwein.

Wer kennt aber den Cider oder Apfelwein nicht? Man nennt ihn Wein, es ist aber eigentlich Most, Preßmost, d. i. der durch Pressen des Obstes gewonnene, reine Obstsaft. Erst durch die Gärung wird er zu Wein verwandelt; doch nennt man heute beides, den ungegorenen wie auch den gegorenen Saft von Äpfeln, Cider. Auch Birnenmost und Orangenwein bereitet man so durch die Obstpresse.

Cider- oder Obstpressen, die zum Zerquetschen des Obstes dienen, gibt es von verschiedener Gestalt. In vergangenen Tagen benutzte man viel einen aufrecht stehenden Mühlenstein, welcher in einem Troge hin und her gewälzt wurde oder eine kreisförmige Bahn durchlief und das Obst zerdrückte, — ähnlich wie noch heute in halb- und ungebildeten Ländern Mahlstene benutzt werden. Die alte amerikanische Ciderpresse bestand meist aus zwei gefurchten und einander entgegen sich drehenden, großen hölzernen Cylindern, die ein Pferd an langem Hebel in Bewegung setzte, oder sie war gar primitiv einer Presse ähnlich, wie sie noch heute in Zigarrenfabriken und Buchbindereien zum Pressen gebraucht wird. Die heute fast überall benutzte Cider- und Obstpresse ist dagegen von weit praktischerer Konstruktion und dabei ebenso einfach. Kinder können sie gut handhaben. Ein Behälter oben nimmt das Obst auf. Durch eine Kurbel wird das Walzwerk oder eine rotierende Zahntrommel in Bewegung gesetzt und darin das Obst zerquetscht. Darunter stehen zwei Kübel: der eine für den ausgepreßten Brei, die Trester, der andere für den Most.

Zu Cider benutzt man fast jede Apfelsorte, doch sollten die auf einmal zu verarbeitenden Früchte von gleicher Reife sein. Früh-



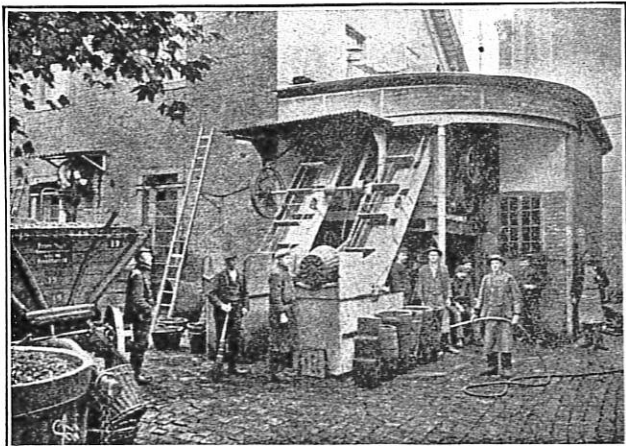
Apfelpresse mit Handbetrieb.

obst gibt ein angenehmes, jedoch wenig haltbares Getränk, Herbst-äpfel liefern den schönsten Cider, Spätäpfel aber den haltbarsten. Sauerer Obst hat weniger Saft und ergibt ein weniger angenehmes und nicht sehr haltbares Getränk. Der Most von Süßäpfeln kühlt sich schnell, hält sich aber nicht sehr lange; etwas bitteres Obst dagegen gibt einen dicken und sirupartigen, sehr nahrhaften und haltbaren Most, der, mit süßem gemischt, für den vorzüglichsten Cider gilt.

Während man indes Äpfel für sich allein verarbeiten kann, nicht aber Birnen, so läßt sich gerade durch eine Mischung beider, und zwar der zucker- und saftreicheren Birnen mit recht herben Äpfeln oder umgekehrt weicherer Apfelsorten mit rauen, wenig genießbaren Birnen, der vortrefflichste Cider erzielen. Namentlich in Norddeutschland und England macht man aus den verschiedenen Obstarten künstliche Weine, welche die süßlichen Traubentweine ziemlich gut nachahmen, und in Süddeutschland und Frankreich wird aus Äpfeln und Birnen sehr viel das billige und erfrischende Getränk bereitet. Gegorener Apfelwein — hieszulande „Hard Cider“ genannt — enthält oft einen sehr starken Prozentfaß Alkohol, während der ungegorene Cider, der Most, lieblichen Geschmacks hat und alkoholfrei ist. In den obstreichen Gegenden unseres Landes ist der Cider nicht nur ein beliebtes Getränk, sondern auch ein wertvoller Küchenbedarf, der zu vielen Speisen gute Verwendung findet, namentlich auch am Danktage, in Puddings, Pies u. dgl., vornehmlich dann aber als Festgetränk gilt.

Eine reiche Äpfelernte ist auch dieses Jahr wieder unserem Lande beschert. Sie wird auf 67,870,000 Fässer zu je 3 Bushels beziffert, was 2 Bushels für jede Person in den Vereinigten Staaten bedeutet. Da jedoch gewaltige Mengen exportiert werden, herrscht oft ein gewisser Mangel vor, und auch diesen Winter dürften die Preise kaum billig werden.

In Deutschland war besonders Frankfurt a. M., hauptsächlich in seinen Stadtteilen Sachsenhausen und Bornheim, von jeher die hervorragendste Stätte für die Herstellung des Apfelweins. Ursprünglich kelterten ihn die Gärtner im Nebenberufe aus selbstge-zogenen und zugekauften Äpfeln, verbrauchten ihn als Gastrunk



Apfelmühle mit Dampftrieb.



Hydraulische Apfelweinkelter.

und brachten ihn periodisch als „Heckenwirte“ im eigenen Hause zum Ausschank. Ein Versand nach außerhalb fand kaum statt. Seit einigen Jahrzehnten hat sich die Industrie mit Erfolg auf die Apfelweinbereitung geworfen; die ursprünglich primitiven Einrichtungen zur Herstellung wurden verbessert und der Versand über ganz Deutschland und in das Ausland ins Leben gerufen. Die Produktion der wenigen Großbetriebe ist heute größer als die der zahlreichen Kleinbetriebe der Gärtner zusammengenommen. Für sie reichte in den letzten Jahren das Obst der Umgegend, und der Laumus ist eine besonders reiche Obstgegend, gar nicht aus für den großen Bedarf, so daß auch aus weiteren Gegenden Deutschlands und in Jahren schlechter Ernte aus der Schweiz, Oesterreich-Ungarn, Holland, Belgien, Frankreich und aus Serbien Bezüge erfolgten.

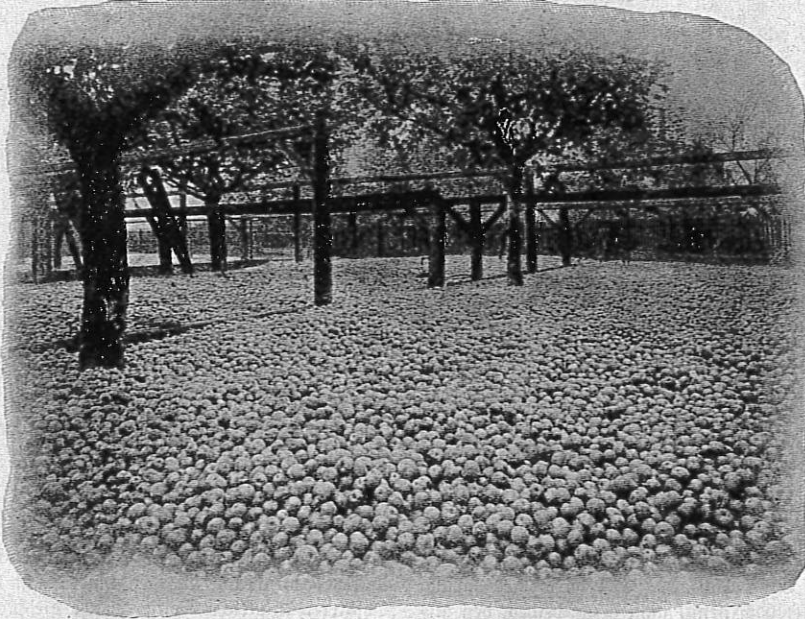
Die Äpfel werden zunächst auf Bretterunterlagen im Freien oder in luftigen Schuppen gelagert. Vor ihrer Verarbeitung werden sie gewaschen, beim Handbetrieb in Körben, bei maschinellem Betrieb durch ein sogenanntes Paternosterwerk, und kommen dann auf die Mühle; Messer und Zacken, recht winklig auf einer Welle montiert, zerschneiden und zerquetschen die Äpfel; zwischen Schlißen und zwischen zwei gegeneinander laufen-

den Mühlsteinen werden sie gemahlen. Das gemahlene Produkt, Maische genannt, kommt in große, offene Butten (Wottiche) und bleibt darin so lange stehen, bis es „Brühe“ gezogen hat. Zur Gärung darf es dabei aber nicht kommen. Nachher wird es auf die Kelter gebracht. Kelter gibt es in verschiedenen Konstruktionen: ein- und doppelschraubige, mit rundem und quadratischem Bett. Die ausgiebigste Pressung erzielen die hydraulischen Kelter, die mit einem Ueberdruck bis zu 200 Atmosphären arbeiten. Bei der ersten

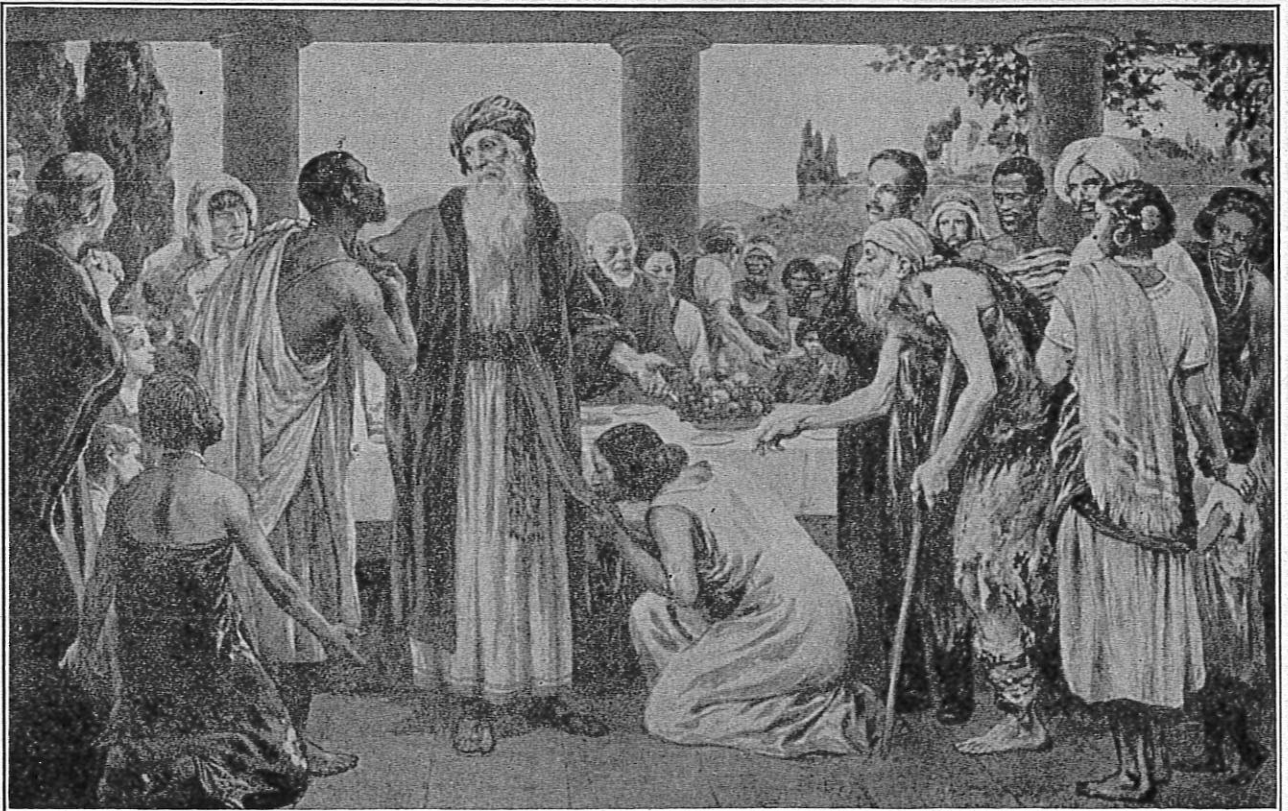
Pressung gibt die Maische nicht allen Most her; sie wird durch Umgraben im Kelterbett gelockert und von neuem gepreßt, bis nach vier- und fünfmaliger Wiederholung gar kein Tropfen mehr aus der Kelter fließt. Die verbleibenden Maischrückstände (Trester) finden als Viehfutter und zu verschiedenen technischen Zwecken Verwendung.

Der frische (süße) Most ist rot- bis braungelb, von lieblichem, erquickendem Geschmack, nicht berauschend, gesund und ein Lieblingstrank der Jugend. Wie viele Äpfel aber — sollten wir daran am Danktage nicht auch denken? — kommen

doch alle Jahre noch in unserem Lande um, verderben und verfaulen unterm Baume, dem „Wirtz wundermild“, aus denen leicht ein so genußvoller, zuträglicher Trank hätte bereitet werden können! w.



Apfellager einer großen Kelterei.



Zum Danktagungstage.

„Gehe aus auf die Landstraßen und an die Bäume und nötige sie, hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde!“ (Luk. 14, 16—24.)